



MICHAEL BARTH

# Die Geschichte des Soldaten Michael Barth

»... NUR EIN WEG HINDURCH  
BIS ZUM BITTEREN ENDE«

freya

## Ein Schicksal von vielen

Ein junger Bursche aus Wallendorf in Siebenbürgen/Rumänien, voller Zuversicht und mit hochstrebenden Zukunftsplänen, fährt zu einer harmlosen Schulausbildung und landet in den Kasernen der SS.

Schnell holen ihn und seine Kameraden die Schrecken des Krieges ein. Die kalten Winter in Russland, die vielen Toten, Krankheit, Bomben, Hunger, Not. Sein sechster Sinn rettet in den Kriegs- und Nachkriegsjahren immer wieder Leben. Manchmal sein eigenes, manchmal das anderer Menschen.

Michael Barth schildert seine Lebensgeschichte. Erst im Alter von 85 Jahren kann er sich von seiner Vergangenheit lösen. Indem er erzählt, befreit er sich vom ewigen Schuldgefühl, ein SS-Mann gewesen zu sein. Eine filmreife, spannende Geschichte als Lehrbuch für Mut und Überlebenswillen.



**A**UFGEZEICHNET WURDEN DIESE LEBENS-  
ERINNERUNGEN VON INGRID EICHSTILL,  
GEB. PRALL, JAHRGANG 1957, DIE EBENFALLS  
EINER SIEBENBÜRGISCHEN FAMILIE ENTSTAMMT.  
AUCH IHRE ELTERN MUSSTEN DIE HEIMAT  
ZURÜCKLASSEN.

ES IST IHR EIN GROSSES ANLIEGEN, DASS DIE  
ERLEBNISSE DER ELTERN UND GROSSELTERN  
AUFGEZEICHNET UND NIE VERGESSEN WERDEN,  
SONDERN EINEN EHRENPLATZ IN DEN HERZEN  
DER NACHKOMMEN ERHALTEN.

ISBN 3-902134-23-2

© 2006 Michael Barth

Alle Rechte vorbehalten [www.freya.at](http://www.freya.at)

Layout, Umschlag: Wolf Ruzicka printed in Austria

Eingelesen mit [ABBY Fine Reader 16](#)



1940 als Rekrut

Ein Krieg wird niemals zu Ende sein,  
solange noch eine Wunde blutet,  
die er geschlagen hat.

*Heinrich Böll*  
(1917-1985 – dt. Schriftsteller)

## *Vorwort*

Wallendorf, eine Gemeinde im Kreis Bistritz/Nordsiebenbürgen in Rumänien gelegen, hatte ca. 85% Sachsen und Zipser, 10% Rumänen, etliche Ungarn und der Rest waren Zigeuner. Von der Stadt Bistritz, 3 Kilometer entfernt, befindet sich Wallendorf.

Schon seit Jahrzehnten ist das Dorf in der Stadt Bistritz eingemeindet, der Stadtteil heisst «Unirea» (deutsch: Vereinigung) und hier am östlichsten Rand des Stadtteiles steht das damalige Haus meiner Grosseltern Michael und Maria Alperth und meiner Eltern, Michael und Maria Barth.

In diesem Haus befand sich ein dickes, grosses Buch, in welches mein Grossvater alle Ereignisse des Jahres chronologisch nach Tag, Monat und Jahr aufzeichnete, z.B. Geburt – Taufe – Konfirmation – Hochzeit – Tod, Saatbau und Ernte, Verkauf – Kauf – Fohlengeburt, gleich mit Namen, ebenso bei den Kälbchen – Wetter – schwere Gewitter, usw... Zu manchen Aufzeichnungen machte er kleine Gedichte.

Mein Grossvater dürfte mir sein Talent in die Wiege gelegt haben, denn auch ich schreibe seit meiner Jugend Gedichte und vieles andere mehr.

Mit grossem Respekt und Ehrfurcht haben wir Kinder damals in dem Buch gelesen, jeder Grossbuchstabe hatte eine eigene Verzierung, die anderen Buchstaben waren gestochen scharf in wunderschöner Handschrift, ohne Linien, wie abgemessen. Dieses Buch nannten wir Kinder «Weltbuch», denn für uns schien alles drinnen zu stehen, was unsere damalige Welt betraf.

Leider ging dieses Buch bei neuerlicher Flucht meiner Eltern 1945 verloren. Es blieb ihnen nur das, was sie auf dem Leibe trugen.

Ein Gedicht wird mir ewig in Erinnerung bleiben, denn mein Grossvater schrieb zum Tode seiner jüngsten 19-jährigen Tochter, welche eineinhalb Monate nach der Geburt eines Mädchens starb, nachstehenden Reim:

*Mich riefs zum ewigen Frieden,  
mein frühes Los hinieden  
in dieses Friedhofs Schatten,  
verliess den jungen Gatten,  
mein Erstgebornes auch.  
Gott schütz die kleine Waise,  
dass sie dem Herzen zum Preise,  
vollenden mag ihren Lebenslauf.*

Der Beweggrund zum Niederschreiben meiner Lebensgeschichte war der, dass meine Kriegserlebnisse für die Nachwelt erhalten bleiben sollen, dann die Erkenntnis, aufzuzeigen, wie leicht es ist, junge Menschen zu manipulieren, wie leicht es ist, ihnen etwas vorzugaukeln, bei mir dauerte diese Erkenntnis zur bitteren Wahrheit fünf Jahre. Fünf lange Jahre, die eigentlich für einen jungen Menschen die schönste Zeit in seinem Leben sein sollten. Im falschen Glauben setzte ich täglich mein Leben «für Führer, Volk und Vaterland» ein, verpflichtet durch den Eid der Waffen-SS (Schutzstaffel), «meine Ehre heisst Treue».

Absichtlich habe ich Schlachten und die grausigen Erlebnisse, die sich in meinen Kopf einbrannten, ausgelassen, denn diese sind schon von Anderen tausendfach in anderen Büchern beschrieben worden.

Schon der Gedanke daran bereitet mir Angstzustände und treibt mir Tränen in die Augen. In Erinnerung kommt mir, wie ein russischer Panzer über einen Flüchtlingstreck der Länge nach darüberfuhr und Mensch und Tier unter seinen Raupen zermalmte. Es gibt

wohl kaum einen Frontkämpfer, der nicht ähnlich Schreckliches erlebte.

Andererseits haben auch die deutschen Heere Dörfer niedergebrannt, und so kam es zu vielen Vorfällen, die weder Freund noch Feind Ehre einbrachten.

Die Kriegsmaschinerie, einmal in Gang gesetzt, fragt nicht nach Gut oder Böse, sondern überrollt alles.

Doch kurz möchte ich die Kameradschaft streifen. Es war etwas, das uns zusammenhielt – man kann es kaum beschreiben – ein Band, das stärker war als alle Qualen des Krieges, als alles Leid um den Verlust eines Kameraden, eine Verbundenheit, über den Tod hinaus.

Das Bewusstsein, mit diesem Band zusammen geschlossen, liess alle Strapazen, alle menschlichen Tragödien und Schindereien vergessen, so auch schlussendlich den bitteren Verlust der geliebten Heimat.

## ***GEBORGEN IM DER FAMILIE –***

*Zeitraum 1920-1940*

Geboren in einer Grossfamilie von vier Generationen am 20. Jänner 1920, als zweites Kind des Bauernehepaars Michael und Maria Barth in Wallendorf, Haus Nr. 61, erlebte ich meine Kindheit und Jugend mit einer älteren und einer jüngeren Schwester sowie einem jüngeren Bruder.

Die Volksschule schloss ich mit einem «Sehr gut» in Deutsch und Rumänisch ab, besuchte von 1931 bis 1935 die Ackerbauschule in Bistritz mit gutem Erfolg (als vierter von vierzehn). 1936 war ich in einer vierzehntägigen Schulung in Hermannstadt.

In den Wintermonaten besuchte ich landwirtschaftliche Fortbildungskurse, da mein Ziel war, einmal eine landwirtschaftliche Fakultät zu besuchen, um Agraringenieur und Diplomlandwirt zu werden.

Dieses Ziel schien näher gerückt zu sein, als sich 1939 die Möglichkeit bot, nach Deutschland auf eine Schule zu gelangen. Nach dieser Parole meldeten sich ausser mir noch vier Wallendorfer Burschen (Mathias Seidl, Bruno Zaharanski, Rudolf Zippenpfennig und Bruno Sawetzki) zu dieser Aktion. Herbst 1939 mussten wir nach Bistritz zu einer ärztlichen Untersuchung, und ein zweites Mal im Frühling 1940. Dort haben wir erfahren, dass aus allen deutschen Gauen Rumäniens junge und gesunde Männer in einer zusammengefassten Aktion nach Deutschland fahren würden.

Ich freute mich ganz besonders darauf, zumal es dem Vater gelungen war, sämtliche amtlichen Hürden (z.B. musste mein Vater für mich auf meine rumänische Staatsbürgerschaft verzichten, weil ich noch nicht grossjährig war) zu nehmen.

Den Eltern ist es aber sehr schwergefallen, mich ziehen zu lassen. Am 6. Juni 1940 war es soweit. Ein zusammengefasster Transport von Bistritz aus ging mit dem Zug durch ganz Siebenbürgen, mit immer neuen Ankömmlingen aus Sächsisch-Reen, Mediasch, Schässburg, Agneteln, Hermannstadt und Kronstadt, anschliessend mit den Banaten bis nach Orschova (Donauhafen).

### *Die 1'000 Mann-Aktion Oltenien, Donauhafen Orschova Zeitraum 1940-41*

Im Donauhafen Orschova ankerte das Schiff «Uranus», der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft Wien. Auf diesem Schiff befanden sich die Zugänge aus Dobrutscha, die im Hafen von Kontanza an Bord gingen, im Hafen von Galaz wurden die Buchenländer eingeschifft, und nun kamen die Siebenbürger und Banater dazu. Nach meinem Wissen waren es 1'070 Männer (die genauere Anzahl ist mir nicht bekannt). Ab diesem Zeitpunkt wurde die Zusammenfassung dieser Aktion nur mehr als die «1'000 Mann-Aktion» bezeichnet.

Beim Einschiffen mussten alle ihre Lei (rumänische Währung) beim rumänischen Zoll abgeben, aber viele Studenten wussten, dass man auf dem Schiff mit Lei einkaufen kann und gaben nur kleine Beträge ab. Ich gehörte mit noch anderen, die vom Lande herkamen, zu den Dümmeren, die keine Ahnung von den Möglichkeiten hatten, und ich lieferte also treu und brav meinen Reichtum von 200 Lei ab. Es war das erste eigene Geld, das ich je von meinen Eltern bekommen hatte.

Da die Kabinen des Schiffes bereits voll belegt waren, mussten viele von uns oben auf dem Deck untergebracht werden. Die Reise ging die Donau aufwärts durch das Eiserne Tor über Belgrad und Budapest nach Wien.

In einer langen Marschkolonne marschierten wir, ein jeder mit seinem Kleiderkoffer und verschiedenem zivilen Aussehen, an stauenden und kopfschüttelnden Wienern vorbei, meiner Erinnerung nach in die Schönbrunner Kaserne.

In der Kaserne hatte es sich rasch herumgesprochen, dass diese «Beute-Deutschen» allerlei gute Sachen in ihrem Koffer herumschleppten und in kürzester Zeit waren die meisten ihre mitgebrachten Sachen (wie Speck, Wurst oder Schinken) losgeworden.

Schon am zweiten Tag ging die Parole um, dass alle gemustert werden und alle, die über 1,70 m gross waren, zur SS kommen sollten. Die meisten von uns, zumindest die, mit denen ich gesprochen habe, wussten gar nicht, was das war und welche Bedeutung diese Bezeichnung hatte, ausser dass es hiess, Soldat zu werden.

Das wollte ich nun ja durchaus nicht, weil mein Bestreben noch immer war, auf eine Schule zu kommen.

Um dieses Ziel zu erreichen, spielte sich nun folgendes bei mir ab: Nach allen körperlichen Untersuchungen von Kopf bis Fuss wurde ich als gesund befunden. Es musste nur noch meine Grösse festgestellt werden. Also kam ich zu dem Messgerät, das bestand aus einem senkrechten in Zentimeter eingeteilten, viereckigen Stab und einem nach Bedarf zum Verschieben waagrecht stehenden Anzeiger.

Ich stellte mich darunter, und um kleiner als 1,70 m zu sein, ging ich in die Knie. Vor mir stand ein Soldat in Uniform und schob besagten Anzeiger auf meinen Kopf, da merkte er, dass ich nicht gerade stand und brüllte mich an:

«Stehen Sie gerade!» Ich war so erschrocken, dass ich mich mit einem Ruck aufrichtete, der Anzeiger auf meinem Kopf sich nicht verschob, sondern klemmte und somit der senkrechte Messstab abbrach.

«Sie Trottel, Sie», bekam ich zu hören und bei dem anderen Messgerät hatte ich 174 cm Grösse, somit war mein Traum, auf eine Schule zu gehen, ausgeträumt und ich war tauglich zur Waffen-SS. Von den fünf Wallendorfern waren nur der Bruno Zaharanski und ich tauglich. Also wurde ich Soldat, mit weiteren 700 Männern. Bald nach der Musterung ging es von Wien nach Prag (Rusin).

Dort angekommen, mussten wir in einem offenen Viereck Aufstellung nehmen. Je nach Aufruf und Handzeichen wurden die verschiedenen Berufe wie z.B. Spengler, Kfz-Mechaniker ..., ausgesondert. Unter anderem kam auch der Aufruf:

«Wer kann Noten lesen?»

Da ich schon seit meinem 12. Lebensjahr bei der Wallendorfer Blaskapelle war, hob ich meine Hand.

Wir waren etwa 20 Mann und wurden zur Kraftfahrkompanie abkommandiert. Mein erster Kompaniechef war Untersturmführer Thie, der Spiess, ein Unterscharführer, hiess Ausländer.

Später wurde die Kompanie von Oberjunker Galleitner übernommen, der kurze Zeit später zum Untersturmführer aufstieg. Wir hatten einen strengen Stundenplan. Nach dem Frühstück wanderte jeder mit seinem Schemel in den Schulungsraum zu einer Stunde «weltanschaulicher Unterricht». Anschliessend fand auf dem Kasernenhof militärische Ausbildung statt, nachmittags eine Stunde theoretische und eine Stunde praktischer Kraftfahrunterricht. Wir wurden sehr intensiv und hart ausgebildet und so konnte ich bereits am 11. Juli 1940 meinen Führerschein für alle Klassen, auch Autobus, in Händen halten.

Die infanteristische Grundausbildung war hart und streng, und im wahrsten Sinne des Wortes wurden wir geschliffen bis an unsere Grenzen. Zu diesem Zweck gab es vielerlei Methoden: z.B. Hüpfen mit dem Gewehr in Vorhalte, bis man umfiel. Sehr beliebt bei den Ausbildern war «Robben bis auf meine Höhe». Das waren oft Strecken bis zu 20 und mehr Meter, Singen mit aufgesetzter Gasmasken, Liegestütze und dabei in die Hände klatschen, sogenannte «Kalte» oder immer in die grösste Dreckpfütze hineinlegen, ohne das Gewehr zu beschmutzen.

Der Erfinderreichtum der Ausbilder war grenzenlos und unerschöpflich.

Wenn beim Exerzieren alles geklappt hatte, wurde uns sonntags Ausgang nach Prag gestattet, bevor es aber soweit war, mussten wir antreten, die «Knobelbecher» (Stiefel) mussten blitzblank sein und keine Zwecke (Sohlenbeschlag) durfte fehlen. Wehe, der Kamm war nicht sauber genug oder die Fingernägel waren schmutzig, oder man hatte ein dreieckiges Taschentuch – je nach Laune des Spiesses – durfte man weggehen oder strafexerzieren.

So erging es einem unserer Kameraden, dem Josef Ostrovski an einem Sonntag: statt Ausgang strafexerzieren.

Nach längerem Hinlegen und auf «Marsch, Marsch» sagte der Spiess «Ostrovski, ich befehle jetzt Hinlegen, aber zackig! Und dann kommandiere ich Achtung, und sie springen zackig auf und stehen stramm, dann ab Marsch, Marsch und zwar sehr schnell». Ostrovski erwiderte: «Unterscharführer, ich muss meine Kräfte schonen, denn ich weiss nicht, wie lange es noch dauert!» Damit war es mit dem Ausgang für diesen Sonntag vorbei.

Auch der Reinlichkeitsfimmel des Spiesses in den Baracken war nicht zu beschreiben. Wehe, wenn ein Stäubchen auf dem Fussboden zu finden war, sogleich kam der Unterführer vom Dienst mit

ein bis zwei Kübeln Wasser und schüttete es in den Baracken auf den Fussboden.

Der eingeteilte Stubendienst hatte alle Mühe, es wieder aufzuwischen und den Boden zu trocknen.

Eines Sonntagmorgens entdeckte der wachhabende Unteroffizier vom Dienst ein aus dem Fenster geworfenes Streichholz und eine Zigarettenkippe. Sofort wurden von ihm fünf Raucher bestimmt, die diesen Schandfleck bereinigen mussten und zwar auf folgende Weise: Einer musste von seinem Bett ein Bettlaken mitnehmen, vier Mann je einen Leintuchzipfel halten, das Bettlaken gespannt auf der Schulter halten, der fünfte Mann musste zuerst das Streichholz einlegen, dann musste man im Gleichschritt auf Kommando losmarschieren und mit allen übrigen Stubenangehörigen singen «Und sie trugen eine Leiche und die Leiche, sie war tot» (Melodie von «Als die goldene Abendsonne»). Das Streichholz wurde wie befohlen entsorgt, auf die gleiche Art wurde auch der Zigarettenkippe die «Ehre» erwiesen, nach längerem Suchen fanden sich noch zwei Streichhölzer, denen auch auf diese Weise Ehre zuteil wurde. Als Belohnung gab es Sonntagnachmittag Ausgang für die ganze Stube.

Eines Sonntags kam es in Prag auf der Karlsbrücke zu einem Zwischenfall: Ein deutscher Soldat wurde von drei Tschechinnen über das Brückengelände in die Moldau geworfen. Ab diesem Zeitpunkt durften wir nur mehr in Gruppen oder mindestens zu zweit, mit Seitengewehr ausgerüstet, ausgehen.

Im August 1940 gab es einen kleinen Aufstand bei den 700 Volksdeutschen. In der Parole ging es darum, dass wir Volksdeutschen um 100 Gramm mehr Brot erhalten sollten, da wir nachgewiesenermassen «Brotesser» und keine «Kartoffelfresser» seien. Angeblich soll dies auch geholfen haben und wir erhielten die 100 Gramm.

Ob dieser kleine Aufstand Grund der nun folgenden Ereignisse war, kann ich nicht beurteilen, jedenfalls hiess es eines Tages: «An-treten!»

Das ganze Bataillon stellte sich in offenem Viereck auf, eine Menge höherer SS-Offiziere, angeblich aus Berlin, inspizierten den «Haufen», dann wurden verschiedene Kameraden aufgerufen und es wurden mehrere Gruppen mit zehn bis zwanzig Mann zusammengestellt, die anderen Einheiten zugeteilt wurden. Der grosse Rest des Bataillons wurde im September 1940 nach Krakau verlegt. Die Kraftfahrkompanie wurde in Krakau, im ehemaligen Priesterseminar, untergebracht. Nach dem Krieg erfuhr ich, dass hier der nachmalige Papst Wojtyla gelebt und studiert hat.

Mein Einsatz als Kraftfahrer in Krakau war der, dass ich mit einem neuen Mercedes-LKW, einem Dreiaxser, für alle Einheiten Lebensmittel und Ausrüstungen zu den einzelnen Standorten bringen musste. So musste ich unter anderem öfter nach Berlin und Oranienburg fahren, was natürlich ein besonderes Erlebnis für mich als Zwanzigjährigen war. In Frankfurt an der Oder gab es immer einen vorschriftsmässigen Aufenthalt in einem bestimmten Hotel und mit dem von der Kompanie reichlich mitgegebenen Lebensmittelmärkten hatte man grösste Chancen, bei Stubenmädchen dementsprechend bedient zu werden. Ein Ereignis besonderer Art will ich hier schildern, das sich bei einer Berlinfahrt zugetragen hat.

Ich musste von der Kfz-Werkstatt den 3-Tonnen-Opel Blitz übernehmen, um mit demselben nach Berlin Lichterfelde zu fahren. Die Übernahme verzögerte sich, denn es wurde noch an dem Fahrzeug gearbeitet.

So kam es, dass ich erst spät am Nachmittag Abfahren konnte. Auf der Autobahn, kurz vor Frankfurt an der Oder, es wurde schon dämmerig, hörte ich während des Fahrens unbekannte Geräusche,

aber da mir damals nicht bewusst war, was sie bedeuteten, machte ich mir keinerlei Gedanken darüber. Ich fuhr mit etwa 100 km/h, als mich plötzlich aus dem Nichts ein Rad überholte, das nach einigen Metern vor der Autobahn in einen Jungwald verschwand. Mein Schreck darüber war entsetzlich, zumal ich jetzt wusste, was die Geräusche, die ich gehört hatte, zu bedeuten hatten. In der Werkstatt war vergessen worden, die Radmuttern zu kontrollieren und anzuziehen. So hatten sich vom rechten Zwillingssrad alle Radmuttern gelöst und gingen verloren. Auf diese Art machte sich das äussere Zwillingssrad selbstständig. In der Zwischenzeit war es dunkel geworden und ich suchte mit meinem Suchscheinwerfer vergeblich das Rad, um es am folgenden Morgen zufällig 70 Meter entfernt von der Strasse zu finden. Wie es überhaupt so weit durch die jungen Bäumchen hindurch kam, konnte ich nie ergründen. Glück im Unglück konnte man sagen, die Gewinde der Radmutterbolzen waren noch intakt, so konnte ich trotz der ausgeschlagenen Felge, nach Abmontage von je zwei Radmuttern der anderen drei Räder, das Rad wieder montieren.

In Berlin musste ich natürlich mein Ausbleiben und die Verzögerungen erklären und so kam es, dass nach meiner Rückkehr nach Krakau der Werkstättenleiter vom Schirmmeister einen gehörigen «Anschiss» bekam.

Im November wurde ich vom Kompaniechef zum Hilfsfahrlehrer bestellt. Ab sofort musste ich den dafür bestimmten Soldaten das praktische Fahren lernen. Dadurch erfuhr ich selber noch sehr vieles und das kam meinem Wissen und Können zugute. Das Theoretische wurde vom Schirmmeister selber gelehrt, ich übernahm die praktische Ausbildung.

In der Zwischenzeit war ein halbes Jahr vergangen und wir durften noch immer nicht nach Hause schreiben. Wie es hiess, um dem Feind keine Anhaltspunkte zu liefern.

Ich konnte trotzdem nicht widerstehen und schrieb den Eltern einen Brief mit Adressenangabe, ich weiss noch die Hausnummer (Priesterseminar Krakau) und gab den Brief auf dem polnischen Postamt auf. Soweit, so gut – oder auch nicht gut.

In dieser Zeit wurde beim SS-Regiment Nr. 10 eine 13. Kompanie aufgestellt, ich wurde dem zweiten Zug von Zugführer, Oberscharführer Zubbler, als Kraftfahrer zugeteilt. Nun begann die Ausbildung am leichten Infanteriegeschütz (LIG), die auch sämtliche Kraftfahrer mitmachen mussten.

Die Ausbildung war hart und gründlich, manchmal auch schikanös, wie wir dachten, aber in späteren Kampfeinsätzen konnte diese gründliche Ausbildung manchem das Leben retten.

Es dürfte im März gewesen sein als ich eines Tages zum Rapport zum Kompaniechef Hauptsturmführer Wittenberg musste. Ahnungslos betrat ich seine Schreibstube, machte meine vorschriftsmässige Meldung und währenddessen sah ich auf dem Schreibtisch einige Formulare mit einem riesengrossen Stempel «GEHEIM». Ich konnte mir noch keinen Reim darauf machen. Erst als der Kompaniechef einen Brief vom Schreibtisch nahm und ihn mir zeigte, dämmerte mir, dass dies ein Brief von daheim für mich sein könnte, was dem auch entsprach.

Zuerst gab es eine gehörige Standpauke, gegen unzählige Gebote verstossen zu haben – Verrat, Spionage, Verletzung der Geheimhaltung, Missachtung der Vorschriften, was ich mir dachte, über die polnische Post Briefe zu schicken, was alles passieren kann, wenn der Brief Feinden in die Hände fällt und tausenderlei andere Möglichkeiten. Ich rechtfertigte mich mit den Sorgen der Eltern, zumal

diese durch den Wiener Schiedsspruch nun nicht mehr zu Rumänien, sondern zu Ungarn gehörten – dem Anschein nach fand ich Gnade vor seinen Augen und mit Ermahnungen eindringlicher Art brachte er mich zum Weinen. Auf alle Fälle entging ich einer Bestrafung und es dürfte mein Brief wohl Anlass gewesen sein, dass wir Volksdeutschen nach ca. 9 Monaten mit der alten Heimat korrespondieren durften.

Durch den täglichen Drill und weltanschaulichen nationalsozialistisch eingeeimpften Geist, nach der Grundsatzthese der Waffen-SS «MEINE EHRE HEISST TREUE» – wurde auch ich, wie ich glaube, ein guter, begeisterter Soldat. So war es für uns alle eine Ehre «für Führer, Volk und Vaterland» unser Leben einzusetzen.

Durch die Erfolge der deutschen Wehrmacht und besonders der mutigen Einsätze der Waffen-SS, durch Leibstandarte Adolf Hitler (LAH) das Reich «Wiking» und «Totenkopf» in den Feldzügen (Frankreich, Norwegen und Jugoslawien) animiert, fieberte auch unser Regiment Nr. 10 dem ersten Einsatz entgegen. Das SS-Regiment Nr. 8 war in Warschau stationiert, unseres in Krakau, beide bildeten zusammen die 1. SS-Infanterie Brigade MOT. Als vollmotorisierte Einheit wurde nun fleissig auch das Kolonnenfahren geübt. Wie wichtig dieses Üben war, merkten wir erst nach den ersten Kriegseinsätzen in Russland. Dieser Einsatz kam nun bald.

Die 13. Kompanie war ins Gelände ausgerückt und sollte dort mehrere Tage biwakieren und zelten. Schon am ersten Tag nach vollendeter Feldübungen, der Errichtung und Aufstellung der Zelte, nach Dienstschluss und Zapfenstreich, gab es plötzlich eine unerklärliche Unruhe im Lager. Man hörte Kratmelder aus allen Richtungen kommen und wegfahren, daraufhin gab es Alarm. In Win-

deseile mussten die Zelte und sämtliche Geräte, Waffen und Geschütze verstaut und verladen sein und ab ging es in die Kaserne.

Mitten in der Nacht dort angekommen, wurde alles unnötige Zeug abgegeben und die feldmarschmässige Ausrüstung empfangen. Scharfe Munition für die Mannschaft, scharfe Granaten für die Infanteriegeschütze, usw. Nach Befehl des Kompanieführers Wittenberg musste die Kompanie um 6.00 Uhr Früh abmarschbereit sein und pünktlich ging es in der Kolonne mit den anderen Kompanien des Regiments Richtung Ostpreussen. Am 21. Juni 1941 kamen wir in unserem Bereitstellungsraum Orteisburg an.

Am 22. Juni 1941 marschierten wir über die Grenzstadt Lyck nach Russland ein.

Soweit ich mich erinnern kann, war die Brigade dem xxx-xii. Armee-korp zugeteilt und der 9. Armee unterstellt. Von der 13. Kompanie wurden zwei Züge einem Bataillon bei der Panzerschlacht Bialistock-Grodno zugewiesen. Hier soll die Brigade auch die ersten Verluste gehabt haben, die mir aber selber nicht bekannt sind.

Nach diesen Einsätzen wurde die Brigade herausgezogen und an ihren Standort Krakau verlegt und von dort auf den Truppenübungsplatz Debica. Hier wurde unsere Kompanie mit neuen Fahrzeugen und Geschützen ausgestattet, auch die Mannschaft wurde verstärkt. Nach Vollendung der Aufrüstung wurde die Brigade nach Lemberg und weiter nach Brody-Dubno verlegt. Überall fand man entlang der Strasse Zeichen harter Kämpfe, ausgebrannte russische Lastwagen, Panzerfahrzeuge und Geschütze. Im Einsatzraum Zwihael erreichten wir die Rollbahn NORD, das war die Hauptverbindungsstrasse der 6. Armee, Panzergruppe Kleist.

Im Rahmen der Panzergruppe Kleist wurde die Brigade für Sicherheitsaufgaben und Durchkämmen der Wälder nach russischen Partisanen, die der Heeresgruppe durch Überfälle immer wieder viel zu schaffen machten, eingesetzt. Bei diesen Gefechten gab es die ersten Toten unter unseren Landsleuten, soweit ich mich erinnern kann, Michael Roth aus Bistritz, Reiss und Thomá, aber auch die ersten EKII (Eisernes Kreuz zweiter Klasse). Für mich erinnere ich, erhielt dieses unser Landsmann, Sturmmann Fuhrmann aus Mettersdorf (Siebenbürgen).

Der weitere Weg der Brigade (nach meinen Erinnerungen) führte von Schepetovka über Berditschef und Schitomir nach Tschernjachow und Korosten. Hier fanden viele Kämpfe statt und es soll innerhalb der Brigade 41 Tote und viele Verwundete gegeben haben.

Anfang September 1941 wurde die Brigade über Korosten, Schitomir, Berditschef, Winiza, Uman, Perwomaisk und Krivoi Rog in den Einsatzraum Nikopol am Dneper verlegt.

Hier wurde der Sicherheitsabschnitt bis Saporoschije ausgedehnt. Um diese Zeit war es hier im Süden sehr warm, sodass wir, wenn es der Kampf und die Zeit erlaubte, im Dnjeper badeten und mit Handgranaten fischten. Ich entsinne mich, dass eines Tages etliche Kameraden eine geballte Ladung verwendeten, was zur Folge hatte, dass wir die Fische nur einzusammeln hatten, denn sie trieben alle oben auf dem Wasser. Für unseren Zug gab es einen Fisch im Umfang eines Oberschenkels, also ein Prachtsexemplar, das für den ganzen Zug als Mahlzeit reichte.

Am 2. Oktober 1941 begann die 2. Offensive, die Brigade wurde in den Raum Konotop über Nikopol, Alexandria, Kremenschuk verlegt. Über eine von Pionieren neu erbaute Holzbrücke wurde der Dnjeper überquert. In der zweiten Oktoberhälfte setzte sehr starker

Regen ein, alle Strassen wurden grundlos und es gab kein Weiterkommen. Es wurden die Fahrzeuge mehr gezogen und geschoben, als dass sie fuhren. Mit Grauen wird sich wohl ein jeder an die sogenannte «Schlampperiode» erinnern, in der der Schlamm einem bei den Knobelbechern hineinrann. Man war ganztägig nass bis auf die Haut, und plötzlich gab es über Nacht einen Temperatursturz, sodass die Fahrzeuge in der Früh buchstäblich im Schlamm eingefroren waren. Nicht zu beschreiben ist, was jeder einzelne Soldat damals geleistet und gelitten hat.

Gesetzte Tagesziele blieben im Schlamm stecken. Ich erinnere mich, dass die Kompanie ein fünf Kilometer entferntes Dorf in zwei Stunden erreichen sollte – es wurden daraus elf Stunden und später Abend – denn die Fahrzeuge mit den Geschützen versanken einfach im Morast. Dadurch fehlte es auch an der Versorgung und an Proviant, aber schlimmer war, dass kein Nachschub mit Treibstoff kam, sodass der ganze Marsch ins Stocken kam.

Für die rund 500 Kilometer brauchte die Brigade beinahe 2 Wochen.

In Schostka wurden die beschädigten Fahrzeuge wieder flott gemacht. Schostka war eine Stadt mit vielen Fabriken, unter anderem einer Zucker- und einer Spritfabrik. Die Russen hatten keine Zeit, den Zucker wegzubringen, so lagen ganze Säcke aufgeschnitten in den Lagerhallen. Einen Sack davon konnte meine Geschützmannschaft im Fahrzeug verstauen.

In der Spritfabrik hatten die Russen von allen Spritbehältern die Hähne geöffnet und die Fässer zum Teil angeschossen, sodass der ganze Keller im Sprit schwamm. Wir haben ihn mit der Kaffeekanne durchs Kellerfenster geschöpft und füllten uns so zwei Benzinkanister voll.

Weiter ging es nach Trubschewsk, wo der Drahtfunk noch funktionierte. Hier hörten wir das erste Mal das Lied von Lale Andersen,

«Lili Marleen». In Wehmut und Sehnsucht fühlte man sich dadurch mit der Heimat verbunden, denn es war für alle das zweite Weihnachten fern der Heimat.

Im Dezember 1941 war es sehr, sehr kalt. Temperaturen zwischen 20 und 40 Grad Minus waren normal. Die Einheiten der 1. Brigade wurden bedingt durch die russische Winteroffensive in den Raum Orel verlegt. Teile der Brigade wurden zur Flankensicherung der 45. ID (Infanteriedivision) bei Jelez eingesetzt. Die Rückzugskämpfe brachten auch für die Brigade grosse Verluste. Bei diesen Kämpfen fiel mein Zugführer Zubier und unser Kompaniechef, Hauptsturmführer Wittenberg.

In der Zeit der Weihnachtsfeiertage fiel das Thermometer auf Minus 42 bis 48 Grad. Eine furchtbare Kälte, weshalb die meisten Verluste durch Erfrierungen entstanden, da die ganze Truppe ohne Winterbekleidung auskommen musste.

Bedingt durch die grosse Kälte fehlte es besonders an Benzin- und Dieselmotorkraftstoff, der aber sowieso nicht verwendet werden konnte, weil er durch die grosse Kälte stockte, also «paraffinierte». So kam es, dass Teile unserer IG-Züge ihre Geschütze und Fahrzeuge sprengen mussten, weil ein Rückzug ohne Kraftstoff unmöglich wurde.

Zu der Kälte ein konkreter Fall: Unserem Zug wurden zwei freiwillige Holländer zugeteilt, ohne Kampferfahrung und gründlicher Ausbildung. Einem dieser Jungs erfroren auf Posten stehend, beide Füße, er konnte nicht mehr stehen. Die Füße waren bis zum Körper hin ganz blau und da er nicht mehr gehen konnte, trug ich ihn die zwei Kilometer bis zum Hauptverbandsplatz. Der Arzt schlug beide Hände zusammen, als er den Zustand dieses Jungen sah. Über die Kälte, die damals dort herrschte, kann sich ein Aussenstehender keine Vorstellung machen. Deswegen möchte ich dies ein

wenig anschaulicher machen. Unser IG-Zug hatte Feuerstellung in einer Senke bezogen, zur Sicherung hatten wir zwei tschechische, für uns damals uralte Maschinengewehre. Unweit davon entfernt stand ein russisches Haus, zu dem der Maschinengewehrschütze wiederholt mit dem Schloss zum Auftauen laufen musste, denn das Schloss ist immer wieder eingefroren.

Bei diesem Haus ereignete sich ein mir unvergessliches Erlebnis: Unser Richtkreisführer SS-Rottenführer Martin Bosch kam gerade aus dem Haus, mit der Tür noch in der Hand, als eine russische Panzergranate durch die Hauswand, durch die Tür und dem Martin zwischen die Armbeuge und dem Körper durch die Uniform fuhr. Man kann es kaum glauben, er hatte nur eine Wunde am Leib, so, als wäre man mit der Nadel über die Haut gefahren und er blutete nicht einmal.

Die Hausbewohner wollten ihr Haus nicht verlassen denn sie hofften, dass bald wieder ihre Brüder da sein würden. Beinahe in der Hauptkampflinie bekam ich von der Matka (Hausfrau) fünf Eier und machte daraus einen köstlichen Eierlikör mit dem noch vorhandenen Sprit aus Schoska.

Mit begehrlchen Blicken verfolgte der Hausherr diese Prozedur, also gab ich ihm ein Häferl voll, der stark nach Benzin schmeckte. Er trank es in einem Zug leer, ich dagegen glaubte, der Mann würde ersticken, konnte man doch so etwas nicht pur trinken. Er aber sagte mit glänzenden Augen «Wai charoschei Pan» («Ach, ist das gut, Herr»).

Es folgte die Weiterverlegung der Brigade in Livni-Trudi, Abschnitt von dort Rückzug bis Droskovo, wo der russische Gegenangriff zum Stehen gebracht wurde, denn die Russen hatten starke Verluste erlitten. Die Toten konnten nicht beerdigt werden und so kam es, dass wir nach einem Gegenangriff in einem Wald Dutzende von Toten wie Holzscheiter aufgeschlichtet vorfanden.

Mehr als ein makaberer Anblick, wenn man sich vorstellte, selber einmal so aufgeschlichtet zu sein. Hier wurden wir zum ersten Mal mit der so genannten «Stalinorgel» überfallen. Es war ein fürchterliches Krachen und Explodieren – doch diese «Stalinorgel» sollte uns die ganze Zeit in und durch Russland weiter begleiten.



1742/43/

Winterbekleidung im Russeinsatz, 3. v. rechts Michael Barth

## *Winterbekleidung*

Im April 1942 erhielten wir die erste Winterbekleidung. Bekleidung von Spenden aus der Heimat. Schals, Socken Unterhosen, Mäntel, Handschuh.

In diesem Zeitabschnitt, von Jänner bis März 1942, hatte sich die Front wieder stabilisiert und es begann der Aufbau der Sommeroffensive. Hierzu gehörte die Neubewaffnung mit neuen Geschützen, neuen Waffen MGs, Maschinenpistolen und, was wichtig war, Ausrüstung mit neuen Geschützfahrzeugen, so genannte KFZ 70, mit Allradlenkung und Allradantrieb. Um diese Fahrzeuge aus Krakau abzuholen, wurde ich mit sieben anderen Kameraden abkommandiert, um sie an die Front zu bringen. Also meldeten wir uns auf der Standortskommandantur der Waffen-SS in Krakau.

Dort wurde uns mitgeteilt, dass diese Fahrzeuge noch gar nicht in Krakau seien und wir bis zu ihrer Ankunft frei hätten.

Nach drei Tagen Aufenthalt in der Kaserne wurde ich in die Schreibstube bestellt. Ich dachte, nun geht es mit den neuen Fahrzeugen los. Doch der Spiess eröffnete mir, nachdem ich in zwei Jahren noch keinen Heimaturlaub hatte, könne ich den nun in Anspruch nehmen und vierzehn Tage nach Hause fahren. Am liebsten wäre ich dem Spiess um den Hals gefallen, stattdessen schlug ich zackig meine Hacken zusammen und sagte: «Jawohl, Oberscharführer». Ich hatte eine riesengrosse Freude

Am selben Tag wurde mir eine neue Uniform verpasst, der Urlaubsschein ausgestellt, aber mit dem Vermerk, mich in Wien bei der Südostverwaltung der Waffen-SS zu melden.

Hier erfuhr ich, dass ich nicht in die Heimat fahren könne, denn meine Heimat war nun nicht mehr Rumänien, sondern Ungarn, durch den «Wiener Schiedspruch». Aus diesem Grund müsse ich

auf die Genehmigung des SS-Führungshauptamtes aus Berlin warten. So kam es, dass ich mich 16 Tage in Wien aufhalten musste. Mein Wallendorfer Landsmann Rudolf Zippenpfennig war seinerzeit für nicht tauglich zur Waffen-SS befunden worden und war als gelernter Fleischer in einem grossen kriegswirtschaftlichen Fleischausbetrieb angestellt.

So hatte ich nun die Möglichkeit, Wien und seine schönen Mädchen kennen und lieben zu lernen. Es wurden unvergessliche Tage, die sich nie mehr wiederholten. Nachdem die Papiere da waren, kamen mir diese auch viel zu schnell, denn ich musste von einem Mädchen Abschied nehmen, der ihr und mir sehr weh tat.

Nach Mitternacht des letzten freien Tages ging der Zug nach Budapest, Aufenthalt bis zum späten Nachmittag, Ankunft in Klausenburg am nächsten Morgen, gegen 1.00 Uhr, Abfahrt Richtung Bistritz, Ankunft dort um ca. 15.00 Uhr.

In Bistritz mietete ich einen Fiaker und fuhr Richtung Wallendorf. Heftige Unruhe und Rastlosigkeit hatte mich erfasst und die Freude und Sehnsucht, bald bei meinen Lieben zu sein, sprengte mir beinahe die Brust. Es ging mir viel zu langsam.

Die Wiedersehensfreude kann und will ich nicht beschreiben – nur soviel – die Mutter war die erste die ich und die mich sah, alles weitere kann sich jeder ausmalen, der so etwas schon einmal erlebt hat. Noch in der gleichen Stunde gingen die Mutter, Grossmutter und ich in den Weingarten, in welchem der Vater, die jüngere Schwester und der Bruder arbeiteten.

Diese Urlaubstage gehören mit zu den schönsten Erinnerungen in meinem Soldatenleben. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde: «Der Euperth Bubi äs en Urlow ku»<sup>1</sup> («Der Euperth Bubi ist

<sup>1</sup> Sachs. Dialekt

auf Urlaub gekommen»), war ich doch der erste Wallendorfer, der mit der feschen Uniform der Waffen-SS bestaunt werden konnte.



1. Heimaturlaub 1942, i. d. Mitte Schwester Katharina, rechts Bruder Mathias

Das ganze Dorf wollte alles von mir wissen, ich kam von einer Einladung zur anderen, sodass die ersten Tage für mich unruhig und hektisch verliefen und ich wenig dazu kam, den Eltern bei der Arbeit zu helfen.

Die Tage vergingen schnell, bald kam der Abschied und ab ging es nach Krakau, von dort zur Kompanie an die Front. Die Fahrzeuge, auf die wir gewartet hatten, waren inzwischen schon eingelangt. Im Mittelfrontabschnitt ging es Richtung Woronesch.

Der Vormarsch ging zügig voran, die einzelnen Stationen des Vormarsches sind mir entfallen, doch der 7. Juli 1942 blieb mir in Erinnerung: Der zweite IG (Infanteriegeschützzug) hatte Schützenstellung bezogen, in leichter Deckung hinter einer kleinen Bodenwelle. Vorsichtshalber mussten wir Schützenlöcher und Schützen-

gräben ausheben. Bei diesen Kämpfen wurde mein Kamerad Völker, ein Volksdeutscher aus dem Buchenland, durch eine russische Splittergranate verwundet. Bei meinem Kameraden drang ein Splitter in die linke Niere und verletzte sie schwer. Er wurde sofort zum Hauptverbandsplatz gebracht. Meine rechte Seite wurde von der gleichen Granate getroffen. Auf dem Hauptverbandsplatz stellte sich heraus, dass die Splitter in der Haut und im Fleisch stecken geblieben sind. Der Arzt hat mit der Pinzette 23 Splitter entfernt, auf der ganzen Seite nach Desinfizierung der Haut grossflächig Pflaster aufgeklebt und mich zum Abmarsch ins Lazarett fertiggemacht. Als ich mich nach kurzer Erholung wieder auf den Beinen halten konnte, beschloss ich, statt ins Lazarett zur Kompanie in die Geschützstellung zu gehen. Obwohl ich mit viel Freude aufgenommen wurde, hörte ich doch von meinen älteren Kameraden «Mensch, bist du ein blöder Hund». Aber damals dachte ich, dass ich wegen der Kratzer doch die Kameraden nicht im Stich lassen konnte. (Bemerkung zu meiner Verwundung: Im Jahr 2002 musste ich eine Lungendurchleuchtung machen, wobei festgestellt wurde, dass in meinem rechten Lungenflügel ein Splitter verkapselt ist. 60 Jahre hatte ich keine Ahnung davon und Gott sei Dank auch keine Schwierigkeiten).

Im Laufe des Sommers 1942 wurden die Züge der IG-Kompanie in verschiedenen Einsatzräumen verwendet, zum Beispiel im Mittelfrontabschnitt Orel Kursk, Woronesch.

Im Dezember 1942 wurde die Brigade in den Raum Weliki Luki verlegt, hier fanden harte Abwehrkämpfe statt und der Winter 1942/43 war sehr kalt, Minus 38 Grad. An Tagen, an denen das Thermometer 20 Grad zeigte, sagten wir «Heute ist es aber warm». In diesen kalten Wochen und Monaten waren wir alle stark verlaust, man

konnte sich des Ungeziefers nicht mehr erwehren. Es war vergebens, den Pullover und anderes in die Kälte zu hängen, am nächsten Tag war man wieder voll Ungeziefer. In jedem Knopfloch und überall wo man hingriff, hatte man sofort viele Läuse in der Hand. So war es nicht verwunderlich, dass viele Kameraden an Fleckfieber erkrankten. Im Februar 1943 erwischte es auch mich und ich kam auf die Seuchenstation Polozk, womit meine Zeit bei der ersten SS-Infanterie-Brigade MOT, in der 13. Kompanie, endete.

### *Seuchenstation Polozk Februar, März 1943*

Bei der Einlieferung – ich erinnere mich, mit vier Kameraden der Wehrmacht mit einem Sanitätswagen angekommen zu sein – mussten wir uns unserer Bekleidung entledigen, damit diese entlaust werden konnte. Wir vier Kameraden sassen nun splitternackt herum, denn stehen konnten wir vor Schwachheit kaum.

Zwei Schwestern des Roten Kreuzes hoben mich in eine Badewanne und ich schämte mich natürlich sehr vor zwei jungen, schönen Mädchen, nackt zu sein. Aber ich musste diese Prozedur über mich ergehen lassen, denn alleine konnte ich mich nicht waschen und obwohl ich nicht stehen konnte, stand auf einmal mein «Männchen», was ein herzhaftes Lachen bei den Mädchen auslöste, hatten sie doch jeden Tag berufsbedingt damit zu tun.

Fleckfieber ist eine Krankheit, bei welcher man 21 Tage lang konstant zwischen 39 und 40 Grad Fieber hat. Der Körper wird dadurch so stark geschwächt, dass man nach diesem Zeitraum weder stehen

noch gehen kann. Erst nach fieberfreien Tagen kommen die Kräfte langsam wieder. Die meisten an Fleckfieber erkrankten Personen verfallen in Fieberwahn und wissen weder was sie sagen, noch was sie tun. Während meines Aufenthaltes in der Seuchenstation waren nach Berichten vom Sanitätspersonal 82 Fleckfieber-Kranke in einer Schule untergebracht. In diesen 3 Wochen verstarben 32 Kameraden an dieser Seuche, ich selber war im zweiten Stockwerk des eingerichteten Lazarets mit elf anderen Soldaten untergebracht.

Aus diesem Zimmer möchte ich nur von drei Geschehnissen berichten, wie sie sich in Wahrheit zugetragen haben:

Mein rechter Bettnachbar hatte in seinem Fieberwahn das ständige Bedürfnis, sich die Zähne zu putzen, die Zahnbürste verteidigte er und die Sanitäter überliessen sie ihm. Unter jedem Bett stand eine Konservendose zwecks Urinierens, denn um auf eine Toilette zu gehen, fehlte die Kraft: Auch er hatte eine Dose mit Urin unter seinem Bett und plötzlich begann er, sich mit der Flüssigkeit die Zähne zu putzen. Mir war es unmöglich, ihn daran zu hindern, denn ich hatte keine Kraft zum Aufstehen. Ein zweiter bezeichnender Fall: Ein Fiebernder verteidigt in seinem Wahn sein Ritterkreuz (das er aber nicht hatte) und Tag und Nacht kämpfte er mit finsternen Mächten, um es zu erhalten. Alle in dem Zimmer redeten wirr durcheinander und es herrschte keine Ruhe.

Mein linker, zweiter Bettnachbar wurde in seinem Fieberwahn aggressiv, die Sanitäter mussten ihn bei jedem Anfall in die Zwangsjacke stecken. Eines Morgens nach der Visite stand dieser Mann von seinem Bett auf, welches genau vor seinem Fenster stand und sprang im Hechtsprung durch das geschlossene Fenster. Ein Sanitäter erzählte mir danach (denn bis zu dieser Zeit war ich immer bei vollem Bewusstsein), dass jener Mann grosses Glück im Un-

glück hatte, bedingt durch den aufgehäuften Schneehaufen vor der Schule krachte er mit voller Wucht in den Schnee. Dabei soll er sich die rechte Hand gebrochen haben und nach kurzem Liegenbleiben im Schnee durch die Kälte zu Bewusstsein gekommen sein. Als ihm klar wurde, dass er aus dem zweiten Stock hinausgesprungen war, soll er gesagt haben: «Ich hätte mir das Genick brechen können». Er kam später auf eine andere Station.

Viele, viele andere Fieberdelirien erlebte ich noch, selber bemühte ich mich mit grösster Anstrengung, nicht dem Fieberwahn zu verfallen und bat mehrmals am Tage den Sanitäter um eine Schüssel mit kaltem Wasser, in welchem ich mir das Gesicht und die Hände wusch. Auch bat ich immer um das Vorlesen des Wehrmachtberichtes, den dann meistens ein Sanitäter oder ein Unterarzt mir vorlas.

Eines Abends, es muss der 18. Tag meines Aufenthaltes gewesen sein, las mir der diensthabende Unterarzt den Wehrmachtsbericht vor, ich war immer begierig zu wissen, wie es an der Front aussah. Ich erinnere mich genau daran – mitten in seiner Vorlesung des Wehrmachtsberichtes – fragte ich irgendetwas, es muss wohl etwas Blödsinniges gewesen sein – im selben Augenblick sah er mich mit solchen Augen an, als ob er sagen wollte: «Na ja, jetzt spinnt auch er». Dieser Blick brachte mich wieder zur Vernunft, sodass ich sagen kann, glimpflich dem Fieberwahn entkommen zu sein.

Nach drei Tagen Fieberfreiheit wurde ich mit drei Kameraden in ein Zimmer ins Parterre verlegt, für leicht fieberfreie Fälle. Ein ebenso leichter Fall, ein Kamerad, an sich friedlich, aber noch im Fieberwahn, wollte immer heim gehen. Deshalb stand er meistens in der Nacht auf und störte damit die Erholung der Fieberfreien. Nach mehrmaligen Ermahnungen, die aber sowieso nichts nützten, wurde er nachts im Bett über Brust und Beine niedergeschnallt. Er

brachte jedoch das Kunststück fertig, sich vom Gürtel zu befreien, aufzustehen und auch wieder schnell unter den Gürtel reinzuschlüpfen, wenn wir riefen: «Der Sani kommt!» So sorgte er für manchen ungewollten Humor, der uns natürlich viel Spass bereitete.

An einem Tag nach der Visite, diesmal war er nicht angeschnallt, stand er auf, da sagte ein Kamerad laut «Der Sani kommt!» und mit einem Satz war er wieder im Bett. Wie es geschah weiss niemand, plötzlich hatte er seinen Kopf am Kopfende seines Eisenbettes zwischen den Gitterstäben. Von uns mit einem lauten Lachen bedacht, doch seine Verrenkungen, sich zu befreien, waren alle umsonst. Ein Kamerad holte dann zwei Sanitäter, die die Stäbe des Bettes auseinander bogen, damit er so seinen Kopf herausbrachte.

Nach einer Aufpöppelungspause und als ich wieder ein bisschen gehen konnte, kam ich zur Entlassung und von dort in den Lazarettzug nach Warschau.

### *Im Lazarettzug, April 1943*

Es war ein unbeschreibliches Gefühl, in einem weissen, reinen Bett zu liegen und einem nie enden wollenden «Klackklack» von den Rädern des Waggons zuzuhören oder zu schlafen.

Die Zeit der Fahrt schien mir endlos, Tag und Datum waren mir egal. Soviel ist sicher, eines Tages, gegen Abend landete der Zug in Donauwörth. Mit Sanitätsautos wurden die teils Schwerverwundeten in verschiedene Lazarette gebracht. Soviel ich mich erinnern konnte, waren wir sechs Fleckfieber-Erkrankte und kamen in ein

Lazarett nach Glött, wo sich ein grosses Nonnenkloster befand, in dem wir untergebracht wurden. Bald nach der Ankunft kamen wir in einen grossen Speisesaal und das erste zivile Essen bestand aus einer kräftigen Kartoffel-Gemüsesuppe, anschliessend ein für unsere Begriffe riesiges Leberkäs-Schnitzel mit gerösteten Kartoffeln. Es war unbeschreiblich und wunderbar.

Die Fleckfieberkranken wurden in einem Zimmer untergebracht, ich war als einziger SS-Mann unter lauter Wehrmachtsangehörigen im ganzen Lazarett und ich wurde wegen meinen zweijährigen Fronteinsätzen auch respektiert. Zu der Tagesverpflegung gab es für uns zusätzlich um 10.00 Uhr Vormittag ein zweites Frühstück mit einem Viertelliter Vollmilch, einem Ei und einem Butterbrot und nachmittags um 15.30 Uhr ein belegtes Brot. Mit der Zeit wirkte sich dies auch auf unsere Kraft aus und wir konnten wieder selbstständig gehen.

Die Betreuung durch die geistlichen Schwestern war im wahren Sinne des Wortes aufopfernd, denn Tag und Nacht kümmerten sie sich um unsere Gesundheit und unser Wohlergehen. Namentlich erinnere ich mich an die Schwestern Edelholda, sie war jung, gross und schlank, an Schwester Gutberta und noch an eine dritte, alle waren zwischen 28 und 30 Jahre alt. Für uns junge Männer unverständlich, dass sie die dienende Liebe und selbstlose Hilfe an den Mitmenschen gewählt hatten und so ergaben sich sehr oft Debatten über ihr Nonnenleben.

Nach Wochen dann der erste Ausflug. Es war wunderschön, in der Frühlingsnatur im Freien herumzulaufen und mit den aussenstehenden Menschen wieder Kontakt aufzunehmen. So lernte ich das «schöne Reserl» kennen, wir verstanden uns sehr gut und kamen oft zusammen. Bei ihren Angehörigen kam ich als SS-Mann schlecht

an, denn sie waren streng katholisch. So blieb nach meiner Entlassung nur mehr der briefliche Kontakt.

Stabsarzt Dr. Schilling achtete darauf, dass Blutkontrollen von uns gemacht wurden, und so lange die Befunde positiv waren, gab es keine Entlassung. Der dortige Spiess hatte einen Chor zusammengestellt, deshalb wurde in der Freizeit geprobt und gesungen. Sonntags gab es nach dem Frühstück ein Konzert, unter anderem mit dem Lied «Am Brunnen vor dem Tore, die Linde erzählte es ihrem Kinde». In dieser Genesungsperiode, bedingt durch die zusätzliche Kost, stieg mein Gewicht von 58 Kilogramm auf 82 Kilogramm. Weil ich also richtig «gemästet» wurde, musste ich eine neue Uniform ausfassen, denn mir passte keine Kleidung mehr.

Im Juli 1943 wurde ich aus dem Lazarett entlassen und kam zur Genesungskompanie des LG. Ersatzbataillon nach Breslau Lissa. Hier machte ich Innendienst und zeitweise Ausbilder mit Rekruten.

Einmal wurde ich zum Begleitkommando eines Transportes von Breslau Lissa nach Ede in Holland zum Ersatzbataillon der 13.1. Geschützkompanie abgestellt. Durch die amerikanischen Luftangriffe dauerte der Mannschaftstransport mehrere Tage. In Ede hatte ich dann zweimal Gelegenheit, in ein Lokal zu gehen, das von deutschen Landsern (Soldaten) besucht werden durfte.

Hier sang eine Holländerin, Anna Koning, für die Soldaten, unter anderem auch das Lied «Ich möchte jede Nacht von Ihnen träumen». Ein jeder Soldat bezog das wohl nur auf sich selber und so höre ich noch nach sechzig Jahren ihre schöne Stimme und «Ich möchte jede Nacht von Ihnen träumen».

Aus Ede zurück nach Breslau Lissa wurde ich eines Tages auf die Schreibstube befohlen und meldete mich vorschriftsmässig beim Spiess. Er eröffnete mir: «Sie sind doch Musiker und werden ab sofort nach Berlin Lichterfelde versetzt». Ich war mehr als erstaunt,

dass meine damalige Meldung bei der Auslese im Juni 1940 mich bis hierher begleitet hatte.

In Berlin Lichterfelde wurden mir zwei Möglichkeiten geboten, im Musikkorps der höheren SS-Führung – in Oslo wurde ein Bassist gebraucht – oder für den Neuaufbau eines Musikzuges für das «Freikorps Danmark» in Dachau. Oslo erschien mir zu weit. Vor Dachau durfte ich zunächst einen dreiwöchigen Erholungsurlaub in der Heimat geniessen, es war mein zweiter und zugleich letzter Urlaub. Er fiel gerade in die Zeit der Kapitulation Italiens. Eine Bemerkung zu Italien: Als 1939 Italien in den Krieg eintrat sagte mein Vater wörtlich: «Jetzt haben wir den Krieg verloren!»

Im Urlaub nun hörte ich eines Nachts um 2.00 Uhr Früh eine Sondermeldung, dass Italien kapituliert hat. Ich konnte es nicht fassen, sprang aus dem Bett, weckte den Vater und sagte ihm, dass Italien kapituliert habe. Seine Antwort: «Ich habe es dir ja vorausgesagt.»

Zurück in Dachau wurde fleissig geprobt und Musiktheorie gelernt. Der Leiter des Musikkorps war SS-Untersturmführer Leiss aus Wien. Schon bald konnte das Musikkorps in Dachau und in München Konzerte geben und öffentlich auftreten. Für mich als «Frontschwein» war dies eine der schönsten und angenehmsten Zeiten meines Soldatenlebens. Wir, die alten «Frontkämpfer», hatten stets Ausgang bis zum Wecken und nutzten dementsprechend auch die kostbare Zeit.

Vom Dachauer KZ hatte ich keine Ahnung, von unserer Unterbringung hatte man auch keine Aussicht auf das Lager und seine Ausmasse. Wir hatten überhaupt keinen Kontakt mit der Bewachermansschaft, für uns war das tabu und hatte mit dem Lager überhaupt nichts zu tun.

Soweit mir bekannt war, befand sich die Besoldungsstelle der Waffen-SS in Dachau, von welcher der Wehrsold und die Frontzula-

ge ausbezahlt wurden. Weil ich meinen Wehrsold und die Frontzulage nicht verbrauchen konnte, eröffnete ich bei der «Dachauer Kreissparkasse» ein Sparbuch mit der Nummer 10650 – lautend auf SS-Rottenführer Michael Barth, Feldpostnummer 35408B, dieses Sparbuch sollte sich im Herbst 1945 für mich als unentbehrlich erweisen.

Im Herbst 1943 wurde das Freikorps Danmark, hauptsächlich bestehend aus dänischen und schwedischen Freiwilligen auf Kampfstärke ausgebaut und wurde im Dezember 1943 an die Ostfront Richtung Leningrad verlegt, einschliesslich dem Musikkorps. Zwischen Weihnachten und Neujahr wurden wir in der Stadt Gatschina unter starkem Artilleriebeschuss ausgeladen und mit LKWs in der Gegend von Zarskoe Selo untergebracht. Weit hinter der Front war ein Soldatenerholungsheim, in welchem das Musikkorps Konzerte für die Soldaten veranstaltete.

Doch lange dauerte es nicht mehr mit derlei Veranstaltungen, denn die Russen hatten den Ring um Leningrad gesprengt und nun begann der Rückzug, zunächst bis an die Luga. In dieser Zeit wurde das Musikkorps aufgelöst, die meisten kamen zu den Kompanien, von denen sie ursprünglich stammten, aber im Rahmen des Freikorps Danmark.

So kam ich wieder zur 13. Infanterie Geschützkompanie, allerdings war diese 13. Kompanie mit schweren Infanterie-Geschützen und Zugmaschinen ausgerüstet. Bei den Abwehrkämpfen an dem Fluss Luga konnte ich wiederholt meine Fronterfahrung nützen, und zwar in Form von Spähtruppführer oder Rückzugsicherung, von denen unsere höheren Unteroffiziers-Dienstgrade keine Ahnung hatten. Auf Grund dessen wurde ich im Februar 1944 zum SS-Unterscharführer befördert.

Anfang März 1944 konnte die Front an der Narwa (Fluss) stabilisiert werden. Teile der Division Nordland, bestehend aus Freikorps

Danmark und Reg. Norge, sicherten den Brückenkopf Narwa in der ehemals russischen Feste Iwangorod, während die Division Nederland die ehemals Burg Hermannfeste besetzten.

Zwischen dem 6. und 7. März 1944 wurde Narwa durch flächen-deckende Bombenangriffe zu 100 Prozent zerstört. Zum Glück wurde die Bevölkerung rechtzeitig evakuiert, sodass sich die Verluste in Grenzen hielten. Bei den Abwehrkämpfen um den Brückenkopf Narwa konnte sich ein dänischer Unterscharführer der 13. Kompanie besonders auszeichnen, denn es war ihm mit ein paar Mann gelungen, einen starken Einbruch der Russen abzusiegeln und den Feind zurückzuschlagen. Für dieses selbstständige Handeln wurde ihm das Ritterkreuz verliehen. Soweit ich mich erinnern kann, hiess dieser Unterscharführer Christophersen.

Nach der Aufgabe des Brückenkopfes Narwa wurde die Division Nordland auf die so genannte «Tannenberg» Stellung zurückgenommen.

Die 13. Kompanie bezog auf der Kinderheimhöhe (Berg, den nur die Insider kannten) eine neue Stellung, sie lag unter ständigem starkem Artilleriebeschuss und hatte grosse Verluste. Auch der Divisionskommandeur von Scholz ist dort gefallen.

Bei diesen Abwehrkämpfen hat der niederländische Sturmmann Mooymann mit seiner Panzerabwehrkanone 14 russische Panzer abgeschossen, wofür ihm das Ritterkreuz verliehen wurde. Im September 1944 wurde Estland geräumt, kurze Einsätze südlich Riga – dann Preekueen und fünf Kurlandschlachten bis Jänner 1945.

Am 2. Februar 1945 fand die Einschiffung im Hafen Libau auf den 10.000 Tonnen Transporter «Wörmann» statt – es waren nur

mehr jämmerliche Reste der einstigen Stärke der ganzen Division Nordland, die in Swinemünde in Pommern ausgeladen wurden.

Neuer Oberbefehlshaber des III. Germ. Panzerkorps wurde Obergruppenführer General Steiner. Im Brückenkopf Altdamm fanden im März 1945 schwerste Kämpfe statt, Arnswalde wurde zurückerobert, jedoch musste es wieder aufgegeben werden. Ab April ging es zurück Richtung Berlin. Um den 20. April, Führers Geburtstag, schliesst sich der Ring um Berlin, eingeschlossen sind Reste der Division Nordland, der Französischen Division Chalemagne, der Division Nr. 1, Lettische, Langemark und Walonien. Diese Europäischen Freiwilligen verteidigen die deutsche Hauptstadt bis zuletzt. Tausende fielen noch in letzter Minute, so auch der letzte Kommandeur der Division Nordland, Ziegler. Der Rest ging in russische Gefangenschaft.

## *Berlin Mitte In der Mausefalle*

1.4./28.4./29.4./30.4./1.5. und 2.5.1945 um 2.00Uhr Früh: Schwerste Häuserkämpfe / Tiergarten / Zoo / Friedrichstrasse / Brandenburger Tor / Alexanderplatz / Bahnhof.

Meiner damaligen Erkenntnis nach wurde Berlin um den 24. April 1945 eingeschossen.

Die Geschützstellungen, die wir noch beziehen konnten (die Reihenfolge nicht mehr garantiert), waren Berlin Jungfernhöhe, Hasenheide, Baumschulweg, Willibald-Alexiplatz und die letzte Stellung Hansa Platz in der Klopstockstrasse. Dieses alles im Zeitraum vom 24. April bis 1. Mai 1945. Es war mehr als verwunderlich, dass unsere Zugmaschinen noch immer die Geschütze mitführten,

hatten wir doch schon mehrere Tage keine Granaten mehr. Jedoch hatten wir bis zuletzt das Glück, immer wieder Kraftstoff für die Fahrzeuge aufzutreiben.

Unser Zugmaschinen- und Geschützfahrer war ein 17-jähriger Junge, Peter Fromme aus Pressburg, der sich ganz hervorragend durch die in Schutt und Asche liegende Stadt, in schwerstem Beschuss liegend, sich nicht aus der Ruhe bringen liess und die Zugmaschine samt Geschütz heil bis zum Hansaplatz brachte.

Am 1. Mai 1945 wurden die Geschütze unbrauchbar gemacht und samt der Zugmaschine gesprengt.

In den Tagen des 27.4.45/28.4.45 und 29.4.1945 wurden die Geschützbedienungen im Infanterieeinsatz eingesetzt. In Häuser- und Strassenkämpfen gelang es unserer Geschützbedienung, eine Gruppe von Flackhelferinnen einer Scheinwerfer-Batterie, die bereits von den Russen gefangen waren, zu befreien. Soweit ich weiss, waren es junge Frauen (Mädchen), eine davon kam zu meiner Gruppe und eine zum Unterscharführer Walter Spanner. Beide stammten aus Dresden, beide hatten im März 1945 je einen SS-Mann geheiratet und beide hiessen mit Vornamen Traudl. Wir nannten sie Max und Moritz, Max bei mir, Moritz beim Walter. Die letzten paar Tage machten sie alle Einsätze und gleich ausgerüstet, mit uns mit.

Die Situation wurde immer aussichtsloser, trotzdem dachte bei unseren Kameraden keiner ans Aufgeben. Ob Dänen, Volksdeutsche, Norweger, Holländer, Esten, Franzosen, wir alle glaubten noch an den Endsieg und es hiess allgemein, dass die Armee Wenk und Busch (Heerführer) von Dänemark unterwegs, sich mit den Resten des III. Germanischen Panzerkorps Steiner vereinigen und gemeinsam Berlin entsetzen und befreien würden.

Leider war es nur eine Parole zum Durchhalten, und viele Kameraden verloren ihr Leben in letzter Minute. In den Kellerräumen unserer Gruppe hatten wir 5 tote Kameraden, man konnte sie ja nicht beerdigen, und sehr viele Verwundete. Darunter Hauptscharführer Glück, er stammte aus Köln, und Hauptscharführer Schubert, welcher aus Berlin stammte, was für ihn besonders tragisch war, musste er doch nun erleben, wie seine Heimatstadt zerstört und vernichtet wurde.

Es war auch schrecklich anzusehen, es gab nur mehr Trümmer und ausgebrannte Skelette von Häusern, in ganzen Strassenzügen stand kein einziges Gebäude mehr. Der Schutt auf den Strassen türmte sich zu Bergen, gekämpft wurde um jedes Haus, jeden Schutthügel, der Deckung gab.

Berlin brannte an allen Enden, die russische Artillerie trommelte ununterbrochen, Tag und Nacht, die Stalinorgeln orgelten dermassen, dass man glaubte, nun bricht der letzte Tag an, es war die Hölle auf Erden.

In diesem Chaos ging es immer wieder zu Einsätzen, wo besonders hart gekämpft wurde, zum Beispiel zum Tiergarten, zum Alexanderplatz, zur Friedrichsstrasse, zum Brandenburger Tor, Bahnhof, Belevue, wieder zurück, Klopslochstrasse.

## *Letzter Einsatz – Letzte Stellung Mai 1945*

In diesen letzten Kämpfen fiel der letzte Kompaniechef der 13. Kompanie, Oberjunker Mertjuveit, das Kommando übernahm der Spiess Oberscharführer (der Name ist mir entfallen, da täglich durch die Ausfälle andere Dienstgrade das Kommando übernehmen mussten).

Es war spät abends am 1. Mai gegen 22.30 Uhr, als sich alle Unterführer beim Spiess melden mussten. Um 23.00 Uhr waren wir noch 6 Mann, 1 Oberscharführer und 5 Unterscharführer, 2 davon leicht verwundet. In einem Kellerloch bei Kerzenlicht war der Empfang.

Solange ich lebe, werde ich diese Minuten in diesem Raum niemals vergessen. Der Spiess wörtlich: «Kameraden, ich habe eine schwere Aufgabe» – seine Stimme zitterte stark, «unser Führer Adolf Hitler ist gefallen – jedermann ist seines Eides entbunden, jeder kann hingehen, wohin er will, teilen Sie das bitte der Mannschaft mit».

Wir konnten es nicht fassen, was in diesen Minuten unser Herz, unsere Seele und Hirn bewegte, es lässt sich einfach nicht beschreiben. Man muss sich vorstellen, dass bis zu diesem Zeitpunkt immer noch ein Hoffnungsschimmer war – aber nun, da keiner mehr wusste, was zu tun sei, die ganze Katastrophe auf uns einbrach.

Was sich nach Bekanntgabe der Kapitulation Berlins abspielte, kann man nicht beschreiben. Plötzlich war kein Schuss mehr zu hören, an Stellen, wo es brannte war Berlin taghell erleuchtet, aus den Kellern und dem Schutt Berlins strömten 10.000 Soldaten auf die Strassen – das heisst dorthin, wo Strassen waren, denn es war nur mehr Schutt. Es war ein ratloser und führungsloser Menschenhau-

fen, der nicht wusste, in welche Richtung er gehen sollte, die einen gingen dorthin, von wo die anderen herkamen, also unbeschreiblich!

Ein höllisches Chaos. Was war zu tun, was konnte man tun?

Die Gefangennahme vor Augen und das Bewusstsein, dass die Russen mit den SS-Männern kurzen Prozess machten, trieben uns den Angstschweiss auf die Stirn. Oberscharführer Schubert sagte: «Sobald der erste Russe in den Keller kommt, erschieße ich mich, in Gefangenschaft gehe ich nicht».

Nach dieser Aussage war mein Plan gefasst, ich werde mich nicht ergeben, lebend werden sie mich nicht kriegen, also: Ausbruch! Entweder ich komme durch, oder es holt mich der Teufel!

Das waren in diesen Minuten meine Gedanken. Ich besprach mich mit meinem Kameraden Unterscharführer Walter Spanner, er war sofort bereit mitzumachen. Dann noch unser junger Zugmaschinenführer Peter Frömmelt, als vierten Mann Marian Zischka, ein alter Haudegen, der schon vor dem Krieg in der französischen Fremdenlegion gedient hat und sechs Sprachen beherrschte.

Die beiden Flackwaffenhelferinnen waren auch einverstanden. Obwohl ich sie auf die zu erwartenden Folgen und Strapazen aufmerksam machte, war es ihnen lieber, den Fluchtversuch zu riskieren, als den Russen in die Hände zu fallen.

Ich verständigte noch den Rest meiner Mannschaft, sechs Mann, dass sie die Stellung in dieser Ruine aufgeben können, da der Krieg vorbei sei. Ich stellte meine Panzerfaust an einen Gartenzaun, fragte, ob jemand noch mitmachen möchte bei dem Versuch, durch die russische Linie durchzukommen, auch ein Volksdeutscher Sie-

benbürger namens Martini war dabei, aber er konnte sich nicht ganz entschliessen, mitzumachen. Also waren wir nur sechs Personen, vier Mann und zwei Frauen.

Es war der 2. Mai 1945, 1.00 Uhr nachts, als wir in Richtung Hauptkampflinie aufbrachen. Es war bewölkt und in unserem Bereich stockdunkel. Wir kamen an eine Brückenpanzersperre, die Brücke war gesprengt, auf der anderen Seite der Brücke waren die Russen – ob das Wasser, die Spree oder Havel oder der Kanal war, das weiss ich nicht mehr, jedenfalls mussten wir dort durch.

Wie ich in der Dunkelheit feststellen konnte, befand sich rechts der gesprengten Brücke ein Wasserrohr, das zwar durchgebogen, aber sonst stabil war. Es hatte einen Durchmesser von ca. 50 bis 60 Zentimeter. Auf dem Weg zur Brücke hatte sich noch ein Soldat der Kriegsmarine angeschlossen, ich habe seinen Namen vergessen, so dass wir jetzt sieben Mann waren.

Als erster kroch ich auf das Rohr und probierte, ob es hält und nach Absprache ritten alle sieben Personen in Abständen über dieses Rohr auf die andere Seite des Wassers. Hier angekommen, versteckten wir uns hinter der Panzersperre, alles musste lautlos vor sich gehen, denn wir wussten ja nicht, wo der nächste russische Posten stand.

Auf alle Fälle hatten wir die erste schwere Hürde überwunden. Um diese Zeit fiel kein Schuss mehr, man hörte nur das Motorengeräusch russischer Panzer und unbestimmtes Brausen aus allen Richtungen, ich glaube, von den hunderttausenden Soldaten und Zivilisten, die herumirrten. Für uns kam es nun darauf an, einmal festzustellen, wo die Posten stehen, um dann auch die Richtung zu bestimmen, wohin es weiter gehen sollte.

Also kroch ich entlang der Panzersperre von rechts nach links und nach ca. 50 Metern hörte ich auf einmal russische Laute – nun

wusste ich, wo der Posten stand. Jetzt war noch festzustellen, wie man über die Querstrasse hinüberkommen kann. Zu diesem Zweck zog ich meine Schuhe aus, damit sie kein Geräusch machten, robbte über die Strasse und stellte fest, dass die Häuser nur aus Ruinen bestanden. Ich suchte, soweit es in der Dunkelheit möglich war, einen Zugang dazu und robbte wieder zurück, ohne dass der Posten es bemerkt hätte.

Nun war guter Rat teuer. Als alte, kriegserfahrene Hasen wussten wir, dass wir nur mit einem geschlossenen Sprung, also alle auf einmal über die Strasse kommen können. Wir mussten das Risiko eingehen, sofort beschossen und auch getroffen zu werden. Es war ausgemacht, dass der, den es erwischt, liegen bleibt, denn niemand kann ihm helfen.

Wir sammelten uns an der äussersten Wand der Panzersperre, und auf mein leise gegebenes Kommando sprinteten wir über die Strasse. So leise wir auch sein wollten, so viele genagelte Schuhe machten doch Lärm und in sekundenschnelle ratterten zwei russische Maschinenpistolen. Die Geschosse zogen ihre Spuren auf dem Asphalt zwischen unseren Beinen, es krachte und die Kugeln piffen uns im wahrsten Sinne des Wortes um die Ohren. Wir hatten Glück, ohne Verluste erreichten wir die Ruinen.

Inzwischen hatte der Posten wohl seine Magazine leer geschossen, das löste aber dann eine grosse Schiesserei aus, aus allen Ecken und Enden wurde geschossen. Wahrscheinlich nahmen die Russen einen Ausbruch an, auch eine Stalinorgel liess ihr Spiel hören, aber wir konnten uns in dem Lärm in den Ruinen verstecken.

Dies alles geschah am 2. Mai, so gegen 2.00 Uhr morgens. Nach ca. einer halben Stunde liessen die Schiessereien nach und es wurde wieder ruhiger. Inzwischen erkundete ich unseren Standort, soweit es in der Dunkelheit möglich war. Ich stellte fest, dass es einst ein

vierstöckiges Gebäude gewesen war, von dem noch Teile der Außenmauern standen, alle Zwischendecken mit allem brennbaren Material waren abgestürzt. Dann entdeckte ich bei weiterer Erkundung, dass rechts unserer Ruine von einem Nebenhaus die Seitenmauer eingestürzt, aber ein Stiegenaufgang bis zum Dachboden stehen geblieben war.

Ich kletterte über den Ruinenhaufen bis zum Stiegeneingang im ersten Stock und stellte fest, dass alles um diesen Stiegenaufgang zerstört, aber nicht vollkommen ausgebrannt war.

Ich stieg bis zum Erdgeschoss ab und durch eine noch vorhandene Tür sah ich in einen grossen Innenhof, voll mit russischen Militärautos. Nirgendwo war ein Posten zu sehen, ich hörte aber lautes Singen und Grölen aus den Kellern der Ruinen, wahrscheinlich, sogar gewiss, waren die meisten schwer betrunken.

Ich schlich durch die Fahrzeuge hindurch bis zum Tor, das riesengross und offen war und stellte fest, dass sich dort die Parallelstrasse zu jener befand, in welcher wir uns versteckt hielten. Die Strasse war voll mit Panzern, Autos, Zugmaschinen, Kanonen und allem Kriegsmaterial und alle paar Meter standen Doppelposten, die sich sehr laut unterhielten. Hier also war ein Weiterkommen unmöglich.

Ich schlich mich entlang der Mauer im Innenhof zurück, wohlgermerkt, immer mit entsicherter Pistole (deren ich zwei hatte), da war auf einmal eine Tür, die ich nicht sehen konnte. Warum ich ungefähr einen Meter vor der Tür stehen blieb, weiss ich nicht, aber in solchen Situationen entwickelt man oft einen sechsten Sinn. Ich hörte Geräusche hinter der Tür und kurz darauf ging die Tür auf, zum Glück nach der Seite, sodass ich hinter der Tür zu stehen kam. In der Tür stand ein Russe, hielt sich an der Klinke fest, schwankte

hin und her, sodass die Tür beinahe an mich anschlug. Mein Herz schlug zum Zerspringen, ich glaubte, er müsse es hören, den Finger am Abzug, gegenwärtig, dass er mich jeden Moment sehen kann, aber er brummte nur unverständliche Worte vor sich hin und in aller Ruhe pinkelte er vor die Tür, sodass meine Schuhe auch einen Teil davon abbekommen haben. Dann zog er sich schwankend zurück und liess die Tür angelehnt. Ich wartete noch eine Weile, dann schlich ich wieder zu meinen Kameraden und erzählte ihnen von meiner Erkundung.

Mittlerweile fing der Morgen des 2. Mai zu grauen an, wir mussten uns entschliessen, in den Ruinen versteckt zu bleiben, denn wir wussten, dass am Tage ein Weiterkommen unmöglich war.

Im Morgengrauen stellten wir fest, dass unsere Ruine ein Eckhaus war und strassenseitig grosse Auslagenfenster waren, also von der Strasse einsichtig war. Der Keller war verschüttet, so mussten wir irgendetwas unternehmen, um von der Strasse aus nicht gesehen zu werden. Unter den Trümmern befanden sich zwei Bädewannen, wir machten sie von Schutt frei und legten sie seitwärts mit dem Boden zur Strassenseite, hier versteckten wir dann unsere zwei «Traudln». Für uns Männer schichteten wir, soweit es möglich war, grössere Betonstücke auf, hinter denen man versteckt liegen konnte, um nicht gesehen zu werden. Dann entfernten wir von unseren Schuhen die Zwecken (Sohlenbeschlag).

Der Spanner Walter und ich entfernten unsere Litzen vom Kragen und die Sterne von Spiegeln und Zwecken (Schuhnägel), denn sie glänzten und konnten uns leicht verraten.

In der Mauerecke, Schaufenster-Stirnwand, errichtete ich mir einen Schutzwall, denn nach Absprache übernahm ich die erste Wache, ehe es ganz hell wurde. Nach zwei Stunden würde ich von Walter abgelöst werden.

Inzwischen ging es strassenseitig schon laut zu, ständig fuhren russische Autos mit Soldaten hin und her. Ich konnte auch genau feststellen, dass die Strassenbarrikaden von starken Kräften gesichert wurden, Lautsprecherwagen fuhren durch die Strassen: «Deutsche Soldaten, der Krieg ist aus, bald könnt ihr nach Hause gehen, kommt mir erhobenen Händen heraus und ergebt euch». Daraus war zu schliessen, dass es auch vielen anderen gelungen war, den Einschliessungsring zu durchbrechen und unterzutauchen.

Es war nicht vorhersehbar, dass ab 6.00 Uhr Früh ein Doppelposten ständig vor unseren Fenstern patrouillierte, sodass ich meinen Posten bis zum Dunkelwerden nicht verlassen konnte. Also stand ich mit ständig entsicherter Pistole bis gegen 21.00 Uhr abends, ich lief jederzeit Gefahr, jeden Moment gesehen zu werden und ich wollte mein Leben so teuer wie möglich verkaufen, denn ergeben kam für mich absolut nicht in Frage.

Es brach die zweite Nacht an. Irgendwie mussten wir versuchen, weiterzukommen, aber wohin, in welcher Richtung? Glücklicherweise hatte Walter Spanner eine Strassenkarte von Berlin, ich hatte noch meinen Kompass und wir wussten, wir müssen nach Nordwesten, um vielleicht noch auf kämpfende deutsche Verbände zu stossen.

Ich übernahm als Dienstältester die weiteren Erkundungen durch die Ruinen. Auf allen Vieren kroch ich auf die andere Strassenseite, denn wir waren nur 100 bis 120 Meter von den bewachten Brückenbarrikaden entfernt und ich musste ganz leise sein, trotz des nächtlichen Lärms durch die russischen Soldaten. In diesen Ruinen konnte man sich gut verbergen, und wir wollten über die Schutthalden weiterkommen. Manchmal hörte man kurz eine Maschinenpistole rattern oder auch einzelne Schüsse, die uns immer wieder zeigten, wir vorsichtig sein mussten, um nicht entdeckt zu werden.

So kroch ich wiederum zurück. Als ich cirka in der Mitte der Strasse war, kam aus der nächsten Strasse ein Auto mit voll aufgeblendeten Schweinwerfern um die Ecke. So schnell war ich in meinem Leben noch nie gerobbt, zum Glück gelangte ich bis zum Strassenrand wo ein verlassener, russischer Panjewagen (Pferdegespann, ohne Pferde) stand unter den ich schnell schlüpfte. Da fuhr das Auto auch schon vorbei. Mein Herz hämmerte, sodass ich glaubte, man müsse es in ganz Berlin hören. Nach einer Beruhigungsphase und nachdem ich sicher war, dass ich nicht gesehen worden war, landete ich wieder bei meinen Kameraden.

Nachdem wir nicht wussten wohin wir gehen sollten, krochen wir alle über die Strasse in die nächsten Ruinen. Die ganze Nacht suchten wir nach Verstecken und Möglichkeiten, um weiterzukommen. Aber als es hell wurde, stellten wir fest, dass wir schätzungsweise 600 Meter vorangekommen waren. So hielten wir uns weiter versteckt, jedoch so, dass wir zwei Strassen im Auge behalten, und uns orientieren konnten, wohin es in folgender Nacht weitergehen sollte.

Ich beschloss, dass ein hoher Schornstein, ich glaube, er war ca. 800 bis 1.000 Meter weit entfernt, unser Richtungsweiser sein würde.

Und was wir tagsüber aus unserem Versteck noch zu Sehen bekamen, bestärkte mich persönlich weiter in meinem Standpunkt, mich auf keinen Fall zu ergeben. Es fuhren immer wieder Lautsprecherwagen vorbei mit der Aufforderung «Deutsche Soldaten, kommt mit erhobenen Händen ohne Waffen heraus und ergebt euch, der Krieg ist aus». Zum wiederholten Male sahen wir nun, dass einzelne deutsche Soldaten aus den Ruinen herauskamen und dann mitten auf der Strasse wie Hasen abgeschossen wurden. Daher waren wir alle sieben entschlossen, uns auf keinen Fall zu ergeben.

Ich schreibe hier «wir», also nicht nur ich, sondern alle haben es

gesehen, der Spanner Walter, der Peter Frömelt, der Marian, die beiden Traudls aus Dresden und der mir namentlich nicht bekannte Marinesoldat.

In der folgenden Nacht krochen wir durch die Ruinen entlang der Strasse immer mit grösster Vorsicht, denn überall waren die Trosse und Fuhrparks der Russen bewacht, denen wir ausweichen mussten. Auch mussten wir immer aufpassen, nicht an bewohnte Keller heranzukommen, denn hier hielten sich die meisten Russen auf, waren betrunken und grölten. Sehr oft hörte man Schreie von Frauen, die wahrscheinlich vergewaltigt wurden, manchmal fielen einzelne Schüsse, gut möglich, dass, wenn eine Frau sich nicht fügte, sie einfach erschossen wurde. Später stellte sich all das als Wahrheit heraus.

Noch in der Dunkelheit, aber schon im grauenden Morgen erreichten wir das Fabrikgelände mit dem hohen Schornstein, welches zur Gänze verwüstet war. Nach langem Suchen fanden wir in der Nähe eines grossen Heizkessels einen kleinen unzerstörten Raum, in welchem wir uns versteckten. Alle waren wir übermüdet und kraftlos nach den schlaflosen und strapaziösen Nächten und so beschlossen wir, dass jeder von uns Männern je zwanzig Minuten Wache hält, während die anderen schlafen. Das Los fiel auf unseren Marinesoldaten. In dem Raum war nur ein Tisch, auf dem Betonfussboden legten sich alle nieder. Ich befahl dem Mann «Du darfst dich nicht hinlegen, du darfst auf dem Tisch nicht sitzen, sonst schläfst du ein und nach zwanzig Minuten weckst du mich und ich übernehme die Wache!». Das, was ich jetzt berichte, klingt so unwahrscheinlich, dass man es kaum glauben kann. Ich legte mich auf den Fussboden, alle schliefen schon, in der rechten Hand die Pistole und bin sofort eingeschlafen, wahrscheinlich aber die Sinne noch nicht – denn ich nahm irgendein Geräusch wahr, was mich sofort

hellwach machte, und das bestimmt nach nicht einmal zehn Minuten. Ich sprang auf und sah, dass der Wachhabende am Tisch lehnte und schlief. In der Zwischenzeit registrierte mein Gehirn, dass die Geräusche Schritte über Schutt waren, mit einem Satz war ich bei der einzigen Tür zu diesem Raum, die Pistole entsichert im Anschlag, da ging die Türe schon auf.

Ein älterer Herr in Zivil stand in der Tür, der sofort die Hände hob, als ich ihm als Reaktion die Pistole auf die Brust hielt. Der erste Gedanke war natürlich: «Jetzt ist unser Versteck entdeckt und bekannt, nun muss anders als geplant gehandelt werden.» So nahm ich den Mann an der Brust und zog ihn in den Raum hinein. Dadurch wachte auch der Walter auf und stand sofort mit entsicherter Pistole neben mir. Als der Mann sah, dass wir alle in SS-Uniform waren, sagte er: «Wenn euch die Russen erwischen, werdet ihr sofort erschossen.» Inzwischen waren auch alle anderen munter, nun kam es darauf an, zu wissen, was draussen vor sich geht. So erfuhren wir von ihm, dass alle deutschen Zivilisten auf der Strasse eine weisse Armbinde tragen müssen, damit man sie von den vielen Zwangsarbeitern unterscheiden kann und man sie auch sofort zu Aufräumarbeiten hernehmen konnte. Wie berieten uns, was zu machen sei. «Auf alle Fälle,» sagte der Mann, «in Uniform kommt ihr nicht weiter.» Also fragte ich ihn, ob er Zivilbekleidung beschaffen könne – nach kurzem Zögern sagte er ja. Ich fragte ihn auch nach seinem Namen. «Johann Kirschner» sagte er, er war Mitglied im NSKK und untauglich gestellt. Ich drohte ihm an, sollte er uns verraten, und einer von uns durchkäme, würde er schon gefunden werden und seiner Strafe nicht entgehen. Er versicherte uns, dass wir diesbezüglich keine Angst zu haben brauchen. Nach kurzer Beratung beschlossen wir, der Mann möge uns Zivilbekleidung besor-

gen und er versprach, das auch zu tun, obwohl er sagte: «Wenn die Russen mich mit den Sachen erwischen, bin ich ein toter Mann».

Er ging, wir warteten in banger Sorge. Nach einer halben Stunde kam er wieder und hatte für unsere beiden Traudels je einen Rock und eine Jacke, Kopftuch und für jede einen Einkaufskorb. Noch zweimal ging unser Mann um Männerbekleidung, brachte jedem einen Rock – die Kleidungsstücke waren sichtlich aus den Trümmern der Häuser und zum Teil auch geflickt und zerrissen, aber das war in diesem Falle einerlei. Alle waren wir berührt und dankbar, zum Schluss brachte er uns ein halbes Brot, das sofort auf sieben gleiche Teile geteilt und gegessen wurde.

Es war das erste Essen seit dem 1. Mai.

Aus weissen Leinenfetzen, die er mitbrachte, und etlichen Sicherheitsnadeln, bastelten die Traudels weisse Armbinden. Er gab uns noch Ratschläge, in welche Richtung wir nach Spandau gehen sollten und wünschte uns viel Glück. Wir beschlossen, alle unsere Waffen unbrauchbar zu machen und warfen sie in den zerborsteten Heizkessel im Nebenraum.

Dies alles geschah am 3. Mai ab 6.00 Uhr früh bis ca. 11.00 Uhr am Vormittag.

Mit viel Mut und grosser Hoffnung schlichen wir hinaus auf eine Strasse, auf der man nur gehen konnte, denn ganze eingestürzte Häuser verhinderten jeglichen Fährverkehr. Wir hatten uns vereinbart, dass Spanner Walter mit der Moritz-Traudl vorausgeht, nach ca. 30 bis 50 Meter, immer in Sichtweite, folgte ich mit der Max-Traudl, Peter, dem Marinemann und Marian.

Abgemacht war es noch, sollten wir durch irgendetwas getrennt oder gefangen genommen werden, soll keiner Rücksicht auf den anderen nehmen.

Auf alle Fälle setzten wir einen Zeitpunkt fest, ab dem dann jeder sein Schicksal in die eigenen Hände nehmen sollte. In den Ruinen-

strassen war ein heillooses Durcheinander: Viele gruben in den Schutthaufen nach irgendwelchen Sachen. Etliche liefen mit Bekleidungsstücken, andere wieder zogen einen kleinen Wagen mit sich oder vollgepackte Kinderwägen, hunderte Menschen gingen in alle Richtungen und so fiel es weiter nicht auf, dass auch wir in dem Ameisenhaufen mitliefen. Es dürfte zwischen 12.00 Uhr und 13.00 Uhr Mittag gewesen sein, da kamen wir an den Spree-Havel-Kanal, aber die Brücke war gesprengt. So beobachteten wir, wie das Übersetzen funktionierte. Dabei sahen wir, dass die Leute mit einem Boot hinüber gerudert wurden, aber immer sehr viele warten mussten, bis sie drankamen. Dann kamen auch Walter und die Moritz-Traudl dran, wir anderen verfolgten sie bis sie die Böschung hinuntergingen, hielten uns aber im Hintergrund und warteten, dass wir sie dann am anderen Ufer wieder auftauchen sahen. Wir warteten eine halbe Stunde, wir sollten sie nie wieder sehen.

Uns übrigen Fünf gelang es, heil ans andere Ufer zu kommen und warteten nochmals bis 16.00 Uhr Nachmittag, dann haben mir mit Trauer aufgegeben, zwei gute Kameraden verloren zu haben. Die folgende Nacht hielten wir uns wieder in den Ruinen versteckt und mit Tagesanbruch machten wir uns wieder auf den Weg Richtung Spandau. Wir kamen gut voran und so gegen 10.00 Uhr vormittags erreichten wir Spandau mit seiner weit sichtbaren Zitadelle und Burg.

Es wimmelte von Menschen und auch vielen russischen Soldaten, etliche patrouillierende Russen mit Autos hatten wir problemlos passiert, aber hier spielte sich etwas ab, was für uns sehr gefährlich werden konnte.

Als alter Hase hat man das richtige Gespür. Und ich hatte mich keineswegs getäuscht. Ein russisches Kommando – ich schätzte so zwölf Mann – stoppte die ganze Strasse und alle Männer und Frau-

en mit weissen Armbinden wurden aus den vielen Fremdarbeitern aussortiert und wir mit dazu. Es dürften an die 30 Personen gewesen sein, man führte uns zu einem grossen Platz mit russischen LKWs, voll gestopft mit Bohlen, Brettern, Rundholz und anderen Sachen, die man zum Brückenbau benötigt. Mir war sofort klar, was das sein soll. Die Russen brauchten Arbeiter und so haben sie einfach alles zusammen gefangen, was greifbar war. Was ich nicht wusste, war, dass angeblich die Zitadelle Spandau rundherum nur über einen breiten Fluss oder Kanal erreichbar war, aber alle Brücken gesprengt waren. So mussten die Russen eine provisorische Brücke schlagen, um hinüber zu gelangen. Zu diesem Zweck wurde zuerst ein kleiner Steg gebaut, in der Mitte mit einem grossen Loch, in welches die Piloten eingeschlagen wurden. Sobald ein Teil der Piloten verankert waren, kamen die Querträger und die Bohlen darauf. Wir wurden zum Tragen der Bohlen eingeteilt und ich achtete sehr darauf, dass Max-Traudl und ich zusammentrugen. Nach mehrmaligem Tragen, beim Zurückkommen zum LKW, kam ein russischer Politruk (russischer Geheimdienst), zerrte die Traudl am Arm und sprach: «Komm Chaus, komm Chaus!» («Komm ins Haus, komm ins Haus»). Sofort wussten wir beide, was das bedeutete. Die Angst, die wir beide hatten, kann man nicht in Worte fassen, Traudl zitterte am ganzen Körper, ich stellte mich vor sie und sagte zu dem Soldaten: «Nix Chaus – maia jinka – nix chaus» «nix Haus – das ist meine Frau – nix Haus».

Er riss seine Pistole raus und schrie mich an: «Job Foimaci te strelai» «Ich erschiesse dich» – und drückte mir die Pistole auf die Brust, ich breitete die Hände seitwärts aus und sagte «Poftim strelai» – «Bitte Erschiesse mich» mein sicheres Ende vor Augen.

Anscheinend hatte mein mutiges Eintreten doch Eindruck gemacht, denn er liess ab von uns und ging schimpfend davon. Noch einmal davongekommen, war das erste Gefühl! In diesem Gewühl besprachen wir uns, dass wir trachten sollten, hinter einem Eckhaus zu verschwinden, wir alle redeten nicht viel, ich oft rumänisch und sächsisch, damit mich niemand als Soldat identifizieren kann, der Marian meistens französisch und der Peter slowakisch, der Traudl und dem Marinemann trug ich auf, überhaupt mit niemanden zu sprechen. Aber trotzdem konnte der Marinemann es nicht lassen, immer wieder mit fremden Menschen zu reden.

So kamen wir vier überein, sollten wir wegkommen, ihn seinem Schicksal zu überlassen, denn die Gefahr, als Soldaten erkannt zu werden, war für uns alle zu gross. Kurz nachdem der Russe weggegangen war, kam er mit einem Posten zurück und ich musste mit dem Russen mitgehen. Er brachte mich auf den Steg, von welchem die Piloten eingeschlagen wurden und übergab mich dem dort befehlendem Soldaten. Zu viert mussten wir mit einem Handl-Rammbock die Piloten einschlagen. Das ging so: Der Russe kommandierte: «Ras,-dwa» «eins, zwei» auf eins den Rammbock in die Höhe, auf zwei niederschlagen auf den Pfahl, das ging in mehreren Gruppen. Zum Glück konnte ich beobachten, wie die Traudl, der Marian und der Peter verschwanden. Nun gingen meine Gedanken im Kreis, denn wie komme ich hier weg, wo ich eigentlich angebunden bin. Ausserdem wurde von der Zitadelle noch mit Granatwerfern auf die Baustelle geschossen, denn die Besatzung hatte noch nicht kapituliert, deswegen wohl der Brückenbau. Ich zermarterte mir das Hirn, um einen Ausweg zu finden. Nur fiel mir nichts besseres ein, als den Posten um Wasser zum Trinken zu bitten. Deswegen sagte ich immer wieder «wodi pitch, wodi pitch» - «Wasser trinken, Wasser trinken». «Ninjada wodi, roboti, ras, dwa» - «kein

Wasser trinken, arbeiten, eins zwei» war die Antwort des Postens.

Mit der Zeit hatten alle vier Mann, mit denen ich bislang kein Wort gesprochen hatte, keine Kraft mehr, den Rammbock aufzuheben, wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke «Umfallen» und schon lag ich auf dem Steg und sagte «Wodi, wodi, wodi!» – «Wasser, Wasser, Wasser»! Der Posten schimpfte gar fürchterlich und schrie immer wieder «Dawei, dawai roboti!» – «Weiter, weiter arbeiten»! Ich rührte mich nicht, dann hat er mir mit dem Kolben der Maschinenpistole einen harten Schlag über den Rücken und das Kreuz gegeben und hat mich am Kragen gepackt. So bin ich wieder aufgestanden und schlug weiter Piloten. Nach ca. 10 Minuten fasste ich den Entschluss mit dem Umfallen noch einmal zu probieren und so habe ich mitten im Schlag losgelassen und lag wieder auf dem Steg

Der Wutausbruch, die Schimpfkanonen, die Schläge mit der Maschinenpistole, die Fusstritte – ich blieb liegen und dachte mir, so, jetzt kannst du mich erschlagen, oder mit den Fusstritten ins Wasser werfen, ich stehe nicht mehr auf. Dann rief er einen nächsten Posten, der stellte mich wieder auf die Beine, mein ganzer Körper hat mir wehgetan, sodass ich gar nicht wusste, wo die Schmerzen am heftigsten waren.

Gottseidank waren der Kopf, die Beine und Arme intakt. Der Posten übergab mich einem anderen Russen, der auf einem Stapel Bohlen sass, und ich musste mich zu ihm setzen. Es war eine ganz missliche Lage, in der ich mich befand, aber immerhin war ich sozusagen nicht mehr angebunden beim Rammbock. Ich überlegte hin und her, in meiner ausweglosen Situation und ohne mir bewusst zu sein, schimpfte ich rumänisch «futuz dumne zeu sel Fut» ein allgemeines, garstiges, rumänisches Schimpfwort. Die Reaktion des Russen bleibt mir ewig vor Augen – mit einem Satz sprang er auf – die

Maschinenpistole in den Händen und schrie «Ce ai spus ma?» – «Was hast du gesagt?». Ich hatte das Gefühl, mein Herz müsste stehen bleiben, als ich die rumänischen Worte hörte.

Ich fühlte mich entdeckt und verloren. Die nächste Frage war, wieso ich rumänisch kann, wo ich es gelernt hätte, von wo ich bin und wo ich herkomme, ich habe Wort für Wort verstanden, aber ich durfte ihm doch nichts verraten, also redete ich ein bisschen rumänisch, sächsisch und deutsch sowie russisch und erzählte ihm, dass ich in Berlin in den Bossigwerken mit Rumänen gearbeitet hätte und dort die rumänischen Schimpfwörter, die ich nun auch alle auf-sagte, gelernt hatte.

Mein Russe war darüber hocherfreut und erzählte mir, dass er aus Bessarabien stammt, nun wusste ich, warum er rumänisch verstand, denn er war ein Rumäne und von den Russen eingezogen worden. Plötzlich griff mein Russe in seinen Brotbeutel und gab mir ein Stückchen Brot, er hatte selber nicht viel, ich bedankte mich überschwänglich mit vielen «spassibas» «Danke», – «ma mulzumesk» und bat ihn, er möge mich doch zu dem Haus begleiten, um einmal Wasser zu trinken. Anscheinend hatte ich sein Vertrauen, denn er liess mich gehen, wohl in der Hoffnung, dass ich zurückkommen werde.

In gemächlichem Schritt ging ich durch die vielen Menschen zu dem Eckhaus, welches wir als Treffpunkt auserwählt hatten. Es dürfte so gegen 17.00 Uhr gewesen sein, als wir Vier uns wieder trafen. Alle glaubten, dass ich wahrscheinlich nicht mehr kommen werde.

Nun marschierten wir durch das Menschengewirr immer weiter in nordwestlicher Richtung. Als es dunkelte, kamen wir an einem grossen Gebäudekomplex in einen grossen Park vorbei. Wir beschlossen, uns die Sache näher anzuschauen und entdeckten, dass

es ein Lazarett war, voll mit deutschen verwundeten Soldaten. Nirgendwo war ein Posten zu erblicken, und so wagten wir gemeinsam bei einem offenen Portal hineinzugehen.

Wir trafen eine Schwester vom Roten Kreuz, die wir fragten, ob wir wohl hier übernachten dürfen. Sie bejahte, sagte aber, dass wir im Gang schlafen müssten, da kein anderer Platz war. Wir fielen gar nicht weiters auf, denn es war ein ständiges Kommen und Gehen von Soldaten in Uniform, aber auch vielen Zivilisten. Und diese Schwester verschaffte uns das erste ausgiebige Essen mit Brot, Butter und Wurst. Wir fühlten uns auf einmal wieder topfit. Die Nacht war für uns die reinste Erholung, wir schliefen wie bewusstlos auf dem Gangboden ohne jegliche Unterlage.

«Johanneum» hiess das Lazarett, angeblich ein Evangelisches Stift in Spandau. Im Morgengrauen bin ich wach geworden und ich bemerkte eine grosse Unruhe im ganzen Haus. Es herrschte schon ein Kommen und Gehen in den Gängen, verwundete Soldaten humpelten auf Krücken, andere waren mit grossen Verbänden am Kopf oder auf einem Gerüst gestützten Armen unterwegs. Krankenschwestern in der Tracht der Evangelischen Diakonissinnen und Rotkreuzschwestern beherrschten das Bild im Hause.

Untereinander besprachen wir uns über den Fortgang unseres Weiterkommens und kamen überein, mit dem Weggehen bis nach 7.00 Uhr Früh zu warten, um uns leichter in dem zu erwartenden Strom der Fremdarbeiter einzureihen.

Aber schon kurze Zeit darauf kam die Rotkreuzschwester von gestern, die uns bewirtet hatte und sagte: «Ihr müsst schauen, dass ihr weiterkommt, denn um 9.00 Uhr kommen die Russen um das Lazarett zu übernehmen.» Es war klar, dass wir nun verschwinden mussten und mit Dank an unsere Helferin marschierten wir los.

Zunächst ging es durch den weitläufigen Park immer in Deckung durch Sträucher und Bäume, unter Vermeidung aller Wege, auf welchen wir hätten gesehen werden können und kamen an eine Hecke, welche das Parkareal von einer Strasse trennte. Hier warteten wir bis 8.00 Uhr Früh, bis es auf der Strasse lebendig wurde, es kamen nun öfters Menschengruppen von 20 bis 30 Personen entlang der Strasse und so konnten wir uns unauffällig in den Strom der Menschen einreihen.

Mit dem Fortschreiten der Zeit wurden es immer mehr Menschen, von allen Seitenstrassen kamen die Leute und wollte nach Westen. So wussten wir, dass wir den richtigen Weg eingeschlagen hatten.

Die meisten waren irgendwie national gekennzeichnet, indem sie eine Fahne trugen, z.B. die Franzosen die Trikolore oder die Holländer, Italiener, Spanier. Unser Marian hatte die Idee, wir sollten nun auch ein Abzeichen machen und sichtbar an der Brust anstecken (unsere weissen Armbinden hatten wir im Johanneum abgelegt). Zu diesem Zwecke gingen wir in eine Nebenstrasse durch Ruinenhaufen und in einem Keller fanden wir verschiedene Stoffetzen, aus denen wir uns eine Plakette anfertigten, blau, rot und mit kleinen Nägeln, die wir fanden, hefteten wir sie an unsere Brust.

In der Zwischenzeit war es schon um die Mittagszeit und endlich kamen wir aus dem Bereich der Stadt heraus. Nachdem wir aber keinerlei Gepäck hatten, im Gegensatz zu den anderen, die mit Handkarren, Fahrrädern, Kinderwagen ihre Habseligkeiten mittransportierten, richteten wir uns aus den am Strassenrand liegen gebliebenen Habseligkeiten verschiedene Sachen zusammen. So fand ich eine noch intakte Wolldecke, die ich dann als mein Gepäck auf dem Rücken trug. Auf diese Weise bepackte sich jeder um nicht aufzufallen.

Wiederholt fuhren ganze Kolonnen von russischen Fahrzeugen voll mit Soldaten an uns vorbei und mittlerweile hatten wir schon so viel Sicherheit gefunden, dass wir unauffällig im Menschenstrom, ein wenig distanziert, mitmarschierten. Wir vermieden absichtlich mit jemanden ins Gespräch zu kommen, um nicht als Deutsche erkannt zu werden.

Nachmittag, gegen 15.00 Uhr, kamen wir durch Falkensee. Irgendwie kam der Marian zu einem Fahrrad, auf welches wir dann verschieden Sachen packten, die wir aus den Strassengräben aufhoben, z.B. Pferdedecken, die uns später in der Nacht bei freier Übernachtung gute Dienste leisteten.

Spät am Abend kamen wir in die Nähe von Nauen. Wegen den Kontrollen trauten wir uns nicht in die Stadt, so machten wir um sie einen grossen Bogen und kamen in ein Dorf, dort durften wir in der Scheune schlafen. In der Früh hat uns der Bauer ein Stück Brot gegeben, für welches wir sehr dankbar waren, hatten wir doch den ganzen Tag nichts zum Essen.

Gott sei Dank bekamen wir unterwegs Wasser zum Trinken, da es tagsüber schon recht heiss war. Nach dem Abmarsch aus dem Dorf versuchten wir, wieder die Hauptstrasse zu erreichen, auf der schon wieder viel Betrieb war. Inzwischen kamen ganze Kolonnen aus Westen – Richtung Osten – Fremdarbeiter, Polen Russen, Tschechen, alle Nationen, die man sich denken kann, bewegten sich in beide Richtungen. Zügig kamen wir voran, durch Brückwitz kamen wir anstandslos ohne Kontrollen durch die Russen und weiter ging es in Richtung Kyritz, dort befand sich ein grosses Kriegsgefangenenlager mit zahllosen Baracken. Gefangene gab es dort keine mehr, aber Hunderte, wenn nicht gar Tausende, belegten die leeren Baracken zum Nächtigen.

Wir konnten uns einen Raum in einer Baracke ergattern, sodass wir, getrennt von den anderen, beruhigt auf den Holzpritschen

schlafen konnten. Unter verschiedenen Kleidungsstücken fand ich einen roten Pullover, auf dessen Rückseite die Buchstaben P. W. und eine Nummer eingefärbt waren (leider weiss ich die Nummer nicht mehr). Am nächsten Morgen habe ich diesen roten Pullover angezogen, so konnte man sehen, dass ich deutscher Kriegsgefangener war.

Etliche Male bin ich angesprochen worden, dann antwortete ich auf siebenbürgisch-sächsisch, das sowieso niemand verstand und ich wurde sofort in Ruhe gelassen. Marian hat uns viel geholfen, wenn Gefahr vor Franzosen oder anderen drohte, indem er in Französisch oder nach Bedarf, Polnisch mit den Fragenden redete. Peter konnte Slowakisch und Tschechisch, also konnten wir nach Bedarf nichts verstehen und auch von anderen nicht verstanden werden.

Nach cirka zweistündigem Marsch in Richtung Perleberg überholte uns eine lange LKW-Kolonne, wir stellten fest, das es Fahrzeuge der polnisch-russischen Armee waren, die Richtung Perleberg unterwegs war. Nach einer weiteren Stunde Marsch erreichten wir die Fahrzeugkolonne wieder, denn die machte offensichtlich Rast. Marian machte den Vorschlag, mit einem der Fahrer zu sprechen und zu fragen, ob er uns ein Stück mitnehmen könne, wir hatten zwar Angst, denn leicht konnte es auch geschehen, dass sie uns gleich verhafteten. Wir beschlossen, wenn was schief laufen sollte, dass jeder Einzelne von uns auf keinen anderen Rücksicht nehmen und trachten sollte, in der Menge zu verschwinden.

Also startete Marian das Wagnis und ging auf den polnischen Soldaten zu, wir anderen hielten uns weitab zurück und beobachteten ängstlich und gespannt den Dialog, schon nach kurzer Zeit kam Marian zurück. Wir durften auf den Lastwagen aufsteigen. Der

Lastwagen und ein Anhänger waren vollbepackt mit Benzinfässern und anderen als Nachschub benötigten Zeug. So gut wir konnten, machten wir es uns dort bequem.

Unser Vorgehen dürften noch andere vier Männer nachgemacht haben, denn sie kletterten auch auf den Anhänger. Es dauerte nicht mehr lange, dann fuhr die Kolonne an und wir konnten sehen, dass auf jedem der LKW-Züge Menschen mitfuhren. Uns war das beim Weiterkommen Richtung Perleberg eine grosse Hilfe.

Unterwegs fiel mir auf, dass ein Mann vom Anhänger sehr oft zu uns herüberschaute, besonders mich musterte und begutachtete er. In mir regte sich ein ungutes Gefühl und auch eine gewisse Angst stellte sich ein, erkannt zu werden. Oft schauten wir uns gegenseitig an, um beide gleich wieder wegzuschauen, beide waren wir unraziert und ungepflegt.

Mir kam eine Ahnung, den Mann irgendwo einmal begegnet zu sein, ich zermarterte mein Hirn, aber ich konnte keinen Anhaltspunkt dafür finden.

In der Nähe der Ortschaft Kietzke mussten wir absteigen, denn die Kolonne fuhr nicht Richtung Perleberg weiter. Beim Absteigen vom LKW und Anhänger ereignete es sich, dass ich und der «Anhängermann» uns nahekamen und wir uns «oh, du Schreck» erkannten. Er war der letzte Kompaniechef der 14. Kompanie, dem auch der Pionierzug des Regiments «Freikorp Danmark» unterstand, Hauptsturmführer Petersen. Wir kannten uns aus der Zeit der Rückzugskämpfe auf Berlin in denen ich als Unterführer und Verbindungsmann der 13. Kompanie zur 14. Kompanie eingesetzt war. Er sagte nur verwundert «Was machst du hier?». Ich stellte die gleiche Frage, wir hatten beide die gleiche Antwort, eine kurze, keine zwei Minuten dauernde Erläuterung der Situation, er versuchte nach Dänemark zu gelangen, ein kurzer kräftiger Händedruck und viel Glück war der gegenseitige Wunsch.

Um Aufsehen zu vermeiden, trennten wir uns so, als hätten wir uns nicht gekannt. Ohne sich umzudrehen, marschierte er mit vielen anderen auf der Strasse Richtung Pritzwalk und wir Richtung Perleberg. In der Nacht kamen wir dort an und fanden am Stadtrand ein grösseres Gebäude und nach längerem Verhandeln durften wir im Hausflur übernachten. Hier konnten wir uns wieder einmal richtig waschen, was besonders für unsere Max-Traudl von grösster Wichtigkeit war.

Ein Ereignis in dieser ersten Nacht in dem Hause wird mir ewig in Erinnerung bleiben. Es dürfte so gegen 23.00 Uhr gewesen sein, da drangen vier bewaffnete Russen in das Haus ein, wir drückten uns vor lauter Angst in eine Hausflurnische, die Russen stürmten im wahrsten Sinne des Worts an uns vorbei in eine Wohnung, man hörte lautes Geschrei und immer wieder die russischen Worte «Dawai, dawei, dawei» – «schnell, schnell, schnell». Nach ungefähr zehn Minuten kamen sie heraus und hatten zwei junge Frauen oder Mädchen mitgenommen. Wir konnten nicht eingreifen, denn die Russen waren bewaffnet. Eine ältere Frau, wahrscheinlich die Mutter der beiden, lief weinend den Russen nach, doch es half nichts, die Mädchen mussten mitgehen und in einen vor dem Hause wartenden, kleinen Heereswagen aufsteigen.

Nach diesem Zwischenfall war kaum noch an Schlaf zu denken. Unterwegs hörten wir immer wieder von brutalen Vergewaltigungen und bei Weigerung und Gegenwehr, von Erschiessungen. Den nächsten Tag verbrachten wir im Freien, im Garten dieses Wohnhauses, auch versuchten wir, irgendetwas Essbares aufzutreiben, das durch Betteln im Umkreis auch gelang, so hatten wir Brot und in einem Haus gab es auch Würfelzucker, für uns unbezahlbare Schätze. Die Nacht durften wir wieder im Hausflur übernachten

und dort erfuhren wir dann, dass eines der Mädchen gegen 10.00 Uhr Vormittag wieder zu Hause war, sie ist in der Nacht während der Fahrt vom fahrenden Auto abgesprungen und konnte sich zum Glück neben der Strasse im Gebüsch eines Waldes verstecken, wo sie trotz der Suche der Russen nicht gefunden wurde.

Bis am nächsten Morgen, bei unserem Aufbruch Richtung Wittenberg war die zweite noch nicht zurück, es waren zwei Schwestern, 15 und 17 Jahre alt, die ältere hatte das Glück, zu entkommen.

Auf der Strasse das gleiche Bild wie in den vergangenen Tagen. Hunderte von Menschen bewegten sich in beiden Richtungen, wir nach Westen, die anderen von Westen nach Osten. Am frühen Nachmittag kamen wir in die Nähe der Stadt, wir folgten aber dem Menschenstrom und kamen in den Uferauen der Elbe an. Das Bild, das sich uns dort bot, lässt sich kaum beschreiben. Menschen, Menschen, Menschen, wohin man auch sah, das waren Tausende, oder Zehntausende, jedenfalls eine unüberschaubare Menge und Russen, Russen, Russen, alle mit ihrer Kalaschniko bewaffnet. Ein Gefühl der Sorge und Angst erfasste uns bei dem Anblick. Die Russen versuchten, in das Chaos Ordnung einzubringen, indem sie Personenblocks aus 50 Menschen bildeten, dessen Zweck wir aber nicht durchschauen konnten.

Wir debattierten über das Weiterkommen und erörterten alle Möglichkeiten. In der Zwischenzeit konnten wir feststellen, dass immer 50 Personen zusammengestellt wurden, um von den Amerikanern mit Booten über die Elbe gebracht zu werden. Vorher wurden aber alle von den Russen auf Papiere überprüft.

Da wir unsere Papiere in Berlin vernichtet hatten, konnte keiner etwas vorweisen. Deswegen beschlossen Marian und Peter, einen anderen Weg zu nehmen. Marian sagte, er habe in Breslau eine

Schwester, Peter sagte, seine befinde sich in Aue im Sudetenland und so wollten die beiden den Weg zurücknehmen, um nicht bei der Überfuhr von den Russen geschnappt zu werden. Mit grosser Wehmut verabschiedeten wir uns voneinander.

Es war schon am späten Nachmittag, da getrauten sich die Traudl und ich, sich in einem 50er Block einzureihen. Ich machte Traudl klar, dass sie mit niemanden sprechen sollte, denn sie konnte nur Deutsch. Soweit ich verstand, dominierten die Franzosen, aber auch Italiener, Spanier, Belgier und Holländer waren dabei. Von den Holländern hielt ich Abstand, denn wenn ich sächsisch sprechen müsste, würde die Ähnlichkeit der Sprache auffallen. So ergab es sich, dass die rechte Frau von Traudl eine Französin war, mein linker Nebenmann ein Italiener, immer fünf Personen in einer Reihe, wir beide in der Mitte, auch wegen der Kontrolle der Russen. Sobald ein Block von den Amis eingebootet war, rückte der andere Block nach und alle, die keine Papiere hatten, wurden von den Russen herausgefischt. Inzwischen waren wir der dritte Block, also noch zwei Block vor unserem, als das Malheur passierte. Die Französin redete ständig auf die Traudl ein, natürlich kriegte sie keine Antwort und plötzlich rief diese dem russischen Posten zu: «Hier Deutsch, hier Deutsch» und zeigte auf Traudl. Der Posten war auch sogleich zu Stelle und zerrte sie aus der Reihe heraus.

Unter ständigem russischem Schimpfen wurde sie zu einem bereits herausgeholtten Haufen gebracht. Ich kann es nicht beschreiben, wie viele Gedanken mir durch den Kopf schossen, fühlte ich mich doch durch die gemeinsamen, gemeisterten Gefahren für sie verantwortlich, ich sah sie schon in den Fängen der Russen und bei hilflosen Frauen wurde nicht lange gefackelt, sie wurden bestialisch vergewaltigt, ich hörte noch immer die verzweifelten Schreie nach

der Kapitulation in Berlin. Was sollte ich tun? Sie ihrem Schicksal überlassen?

Ihr hilfloser, verzweifelter Blick würde mich mein Leben lang verfolgen. Ich konnte meine innere Stimme nicht mehr unterdrücken: «Wenn du jetzt kneifst und nicht handelst, wirst du immer ein Feigling sein, du darfst und kannst sie nicht alleine lassen». Meine Entscheidung fiel innerhalb von Sekunden und mit etlichen Schritten hatte ich sie eingeholt und sagte zum Russen: «Maia Schinka, mai schinka» – «meine Frau, meine Frau». «Dawai, dawei, schrie dieser und stiess uns in einen Haufen wartender Menschen, welche wiederum von mehreren Russen bewacht wurden. In der Zwischenzeit war unser Block an der Reihe, noch acht bis zehn Personen wurden herausgefischt, hauptsächlich Männer, von denen ich anahm, dass es auch deutsche Soldaten waren, denen es gelungen war, bis an die Elbe zu gelangen.

Vorm Dunkelwerden wurde die ganze Aktion gestoppt. Zehntausende warteten auf den nächsten Tag, unser Haufen, schätzungsweise 50 bis 60 Personen, wurde durch schwer bewaffnete Posten nach Wittenberg gebracht. Irgendwo am Rande der Stadt, es dürfte ein Schloss oder etwas ähnliches gewesen sein, in einem grossen Garten, wo teilweise hoher Lattenzaun war, aber auch Drahtzaun und Eisengitter waren dabei. Hier wurden wir gehalten und bewacht. Ich versuchte durch das Menschengewirr zum Zaun zu gelangen, um nach einer Fluchtmöglichkeit Ausschau zu halten. So konnte ich noch in der Abenddämmerung feststellen, dass der Garten in einem Geviert angelegt war und an einer Seite zum offenen Feld hin durch zwei Doppelposten bewacht würde, deren Aufgabe es war, von der Mitte der Länge des Zauns bis rechts Ende und links Ende, sich mit den Posten der anderen Seite zu treffen. Mein Plan war sofort fertig, als ich sah, wie leichtsinnig die Posten waren und

die gesamte Länge des Zauns zum Feld hin unbeobachtet liessen, denn sie patrouillierten immer nur von der Mitte weg zu den Ecken.

So konnte ich in der Dunkelheit vier Latten lösen, durch deren Öffnung man Durchkriechen konnte. Um Mitternacht herum wollte ich den Versuch wagen, weil ich aus Erfahrung wusste, dass, wenn die Ablöse kommen sollte, die Aufmerksamkeit am schlechtesten ist.

Im Garten war ein rechtes Gedränge, Geschreie und Gerede in allen Sprachen, hauptsächlich Deutsch, dann brüllten wiederum die Posten und so gab es eigentlich keine Ruhe. Wir hatten uns vom Haufen etwas abgesondert, so konnte ich mein Vorhaben ausführen und nachdem ich feststellte, dass beide Posten wieder an den Ecken angekommen waren, das machte sich auch durch lautes russisches Reden bemerkbar, kroch ich voran, Traudl hinterher, durch den Zaun. Auf dem Bauch robbten wir zwanzig Meter weg und blieben im hohen Grase liegen. Zum Glück hatte weder von den Gefangenen noch von den Russen jemand etwas bemerkt.

Wir gingen in der Dunkelheit über Felder und Wiesen und als ich glaubte, so drei Kilometer weg zu sein, legten wir uns in ein Haferfeld zum Ruhen und eventuell zum Schlafen. Ich war glücklich, kein Schweinehund gewesen zu sein. Wir wickelten uns in meine Decke ein, denn es war in der Nacht sehr frisch. In der Morgendämmerung marschierten wir wieder los Richtung Elbe. Je heller es wurde, desto mehr Menschen waren sichtbar, die wahrscheinlich auch irgendwo im Freien übernachtet und nun das gleiche Ziel wie wir hatten.

«Elbe» war das magische Wort. Fort von den Russen, fort nur fort. So bewegte sich ein neuer Menschenwurm entlang der Felder bis in die Auen der Elbe. Es dürfte so gegen 8.00 Uhr in der Früh gewesen sein, als wir wieder mitten im Getümmel der Menschen ankamen. Klug geworden, hielten wir uns immer auf Distanz und

getrennt von anderen Menschen. Ich sondierte und hörte mich um, ohne zu fragen, was vorfällt und geschieht, Hunderterlei erfuhr ich, doch nichts Nützliches für unsere Situation. Wir freuten uns aber beide über unsere gelungene Flucht, schmiedeten tausend Pläne und verwarfen sie wieder. Mir wurde klar, dass es wieder nur so gehen konnte wie gestern, in Blockabfertigung, alleine ging gar nichts.

## *Tag der Entscheidung*

Glückt der Sprung über die Elbe, oder heisst es «Nassat – Zurück – marsch Richtung Sibirien»?

Ich suchte verzweifelt in meinem Hirn, um etwas konkretes zu unternehmen, mir wurde klar, irgendwie müssten wir zu einem Menschenhaufen kommen, in dem viele Kinder dabei, denn die Russen sind im Allgemeinen sehr kinderfreundlich, aber wie kann man das im Menschengewühl zustande bringen?

Was mir auffiel, war, dass sehr viele junge Männer in verschiedenem Räuberzivil unterwegs waren und alle nur nach Westen wollten, ich hatte, wie schon einmal erwähnt, den Eindruck, dass der grösste Teil davon Wehrmachtsangehörige waren, ganz bestimmt auch viele von der Waffen SS, denn immer wieder wurden aus den gebildeten Blocks Männer herausgeholt, die sich nachher als deutsche Soldaten entpuppten.

Die wurden ganz einfach auf russische Mannschaftswagen verladen und wie später einer, dem die Flucht gelungen war, erzählte, in Wittenberg in Waggonen verladen, von denen kein Mensch wusste, wo sie hinführen.

Eines war klar, sollten wir wieder in die Hände der Russen fallen, mir wäre Sibirien sicher gewesen, konnte ich doch durch meine tätowierte Blutgruppe unter dem linken Arm eindeutig als SS-Mann identifiziert werden. Deshalb nochmals «Fort, fort, koste es, was es wolle, in Gefangenschaft gehe ich nicht! Mein fester Entschluss, koste es, was es wollte, lieber tot, als den Russen in die Hände fallen».

Ich wollte gerade wieder Weggehen – wir saßen im Schatten einer kleinen Weidenstaude – als eine Frau und ein Mann auf uns zukamen, beide bleiben vor uns stehen und der junge Mann fragte in gebrochenem Deutsch: «Haben Sie schon Group?» Ich erfasste die Situation sofort und sagte: «Kein Group», es entstand ein Dialog in radebrechendem Deutsch und Englisch, meinerseits Rumänisch-Deutsch und Sächsisch, auf alle Fälle, wir verstanden uns. Er sagte sie kämen von Luxemburg. Darauf ich auf Siebenbürger Sächsisch im Mediascher Dialekt: «Dot es ober gead, do känn mar äs jo miteinander verständlichen» – «Das ist aber gut, dann können wir uns ja miteinander verständigen».

Die Reaktion dieser Worte war wie ein Hammerschlag, man sah den beiden den Schrecken an und dass sie am liebsten davongelaufen wären, mir zeigte das klar, dass es keine Luxemburger waren, sondern Deutsche, jedoch brachte ich aus ihnen noch heraus, dass sie aus Asch stammen sollten. Ob es Asch gibt oder nicht, ich wusste es nicht. Auf alle Fälle schlossen wir uns den beiden an, die uns zu einer Gruppe führten, wo noch zwei Frauen, ein Kind und mehrere Männer beieinanderstanden und mit noch dazukommenden Frauen, Kinder und Männer entstand ein Block mit 50 Personen, immer fünf in einer Reihe und zehn hintereinander. Ich war linker Flügelmann in der 3. Reihe, Traudl neben mir, eine Frau mit einem Kind und ein weiterer Mann. Links und rechts des Blocks je zwei Russen zur Kontrolle der Papiere.

Gleich aus der ersten Reihe fischten sie einen jungen Mann heraus, vor dem Block auf amerikanischer Seite waren ebenfalls vier Amerikaner, welche die Leute sogleich in das bereitstehende Boot schickten. In der Zwischenzeit kamen wir an die Reihe, der erste Russe schrie gleich: «Dawai, Dokoument!»

Ich sagte: «Nix Dokument, Ruski, Berlin bum bum, Dokument kaputt, kaputt». Bei dieser Debatte gab ich Traudl einen Schubser nach vorne, sie landete direkt beim Ami, der Russe hielt mich am Arm fest, ich zog ihn mit in Richtung Ami, der fortwährend schrie und winkte: «Go on, go on»!

Ich riss mich vom Russen los und mit drei Schritten war ich beim Ami, ein paar Minuten später im Boot auf der Elbe. Was sich damals in meinem Herzen und in meinem Hirn abspielte, die Gedanken und Gefühle würden ein ganzes Buch füllen!

## *Schicksalsfluss Elbe!* *Den Russen entkommen!*

Nun war ich im Boot, Traudl und viele andere kamen noch dazu. Mir ging das alles viel zu langsam und die Angst, nicht abzufahren und wieder bei den Russen zu landen, sass mir fest im Nacken, und zwar so sehr, dass ich mir dachte, nur rüber, rüber über die Elbe. Dann kann der nächste Ami auf mich zukommen und sagen: «Sie sind der SS-Unterscharführer Barth und sie werden jetzt sofort erschossen». Damals dachte ich das wirklich. Ich wäre damit einverstanden gewesen. Es kann sich niemand vorstellen, unter welchem Druck die ganzen Ereignisse abgelaufen sind. Dass es einem lieber war, tot bei den Amerikanern zu sein, als bei den Russen zu verrecken.

Wirre Gedanken schwirrten wie Bienen in meinem Kopf, ich glaubte, dass ich lachte und weinte zugleich, das Durcheinandergerede im Boot war auf einmal locker und frei, und auf einmal redeten die meisten wieder Deutsch so wie ich auch, unsere Luxemburger und auch die Traudl. Es war ein überwältigendes Gefühl, einer neuen ungewissen Zukunft entgegenzufahren, aber der Umstand alleine, dass es auf die andere Seite der Elbe ging, gab mir starken Mut und die Gewissheit, dass ich mein Schicksal auch in der kommenden Zeit meistern werde.

Die grosse Angst vor der russischen Gefangenschaft war weg, das Gefühl, entkommen zu sein, war, als ob ich auf Flügeln der Gefahr davongeflogen wäre. Auf einmal war alles anders. Man konnte es kaum glauben, aber es war «Anders», etwas Unbekanntes, Neues, Herausforderndes, ich kann es nicht in Worte formen. Beim Anlegen des Bootes auf der anderen Seite sprang mich dieses Herausfordernde wie ein wildes Tier an, ein blitzschneller Gedanke und Entschluss – die Russen haben mich nicht fangen können – und die Amis sollen es auch nicht können, die einen haben mich nicht gekriegt, die anderen sollen mich auch nicht kriegen. Aber wie alles weitergehen würde, wusste kein Mensch.

Auf festem Boden wurden wir alle, genauso wie bei den Russen, in unseren Block zusammengestellt, ohne Hast und ohne Geschrei, etliche Englischsprechende übersetzten, was zu tun sei und losging in Richtung der Stadt Salzwerdl. Zwei Stunden marschierten wir. In dieser Zeit erfuhren wir, dass unser Luxemburger ein deutscher Soldat war und sie bei einem Grafen Rombach, der mit Frau und Kindermädchen und einem Kind unterwegs war, als Sekretärin angestellt war. Im Flughafengelände wurden wir in diversen Gebäuden untergebracht. Ich weiss noch, dass nach längerer Unterhaltung die Sekretärin mit – ich nehme an – höheren amerikanischen

Soldaten verhandelte, wir anderen von ihnen getrennt wurden und in einem von Stacheldraht eingefassten Komplex aus Häusern und Baracken, eingewiesen wurden.

Es war alles «bumvoll», es wimmelte von Zivilisten aller Gattungen, innen und aussen. Traudl und mir wurde ein Barackenzimmer zugewiesen, denn bei der Befragung sagte ich, dass Traudl zu mir gehörte, sonst wären wir getrennt worden. Jetzt hatten wir ein Dach über dem Kopf. Auch wenn es manchmal schon recht heiss war, gab es doch auch öfters ein Gewitter und Regen.

Den nächsten Tag gab es zum ersten Mal Essen, zu Hunderten standen wir im Hof bei sengender Hitze und warteten, bis wir an der Reihe waren. Traudl und ich hatten kein Kochgeschirr oder auch nur einen Löffel, wir erhielten je eine leere Konservendose und einen Plastiklöffel, in die Dose wurde eine Kelle voll Suppe reingeleert und unweit der Gulaschkanone sassen wir wie alle anderen und löffelten unsere Suppe. Es war eine dicke Erbsensuppe, nach Tagen des Hungerns eine Delikatesse.

Der Raum in unserer Baracke durfte so 16 m<sup>2</sup> gewesen sein, hier waren wir zu viert untergebracht, soweit ich sie sprachlich einordnen konnte, waren es ein Holländer und ein Belgier, also hier durfte ich mich nicht mehr als Luxemburger ausgeben, denn die sprechen ja auch französisch wie die Belgier.

Hier sagte ich immer Siebenbürger Ardeal (heisst: rumänisch Siebenbürgen), von dem ja niemand eine Ahnung hatte und sprach Sächsisch und Rumänisch vermischt, sodass mich keiner verstand, obwohl ich, aus verschiedenen Worten der Holländer, sehr wohl wusste, um was es geht.

Wie überall beim Militär, kam auch hier schön langsam Ordnung in den Haufen, für jede Baracke wurde ein Mann bestellt, der ver-

antwortlich war für die Essensausgabe mittags, für die abendliche Ruhe, usw.

Alle schliefen auf dem Boden, ich hatte für uns beide eine Decke und das genügte. Am dritten Tag nach unserer Ankunft wurden an alle Baracken grosse Plakate in Deutsch angebracht: «Deutsche Soldaten meldet euch bei der Kommandatur zur Entlassung, der Krieg ist aus».

Der Ausdruck «Kommandatur» erweckte mein Misstrauen, für mich stand fest, mich nicht zu melden. Denn hier erfuhr ich das erste Mal, dass der Krieg aus sei.

Innerhalb des mit Stacheldraht umzäunten Gebiets konnte man sich frei bewegen, und so schaute ich mir täglich alles an, was für mich von Vorteil sein könnte. Beim Stacheldrahttor stand immer ein amerikanischer Doppelposten, der das Tor nach Bedarf bei Ein- und Ausfahrt amerikanischer Last- und Transport-Kraftfahrzeugen öffnete oder schloss. Täglich wurden mehrere solcher Transporter voll mit Menschen irgendwohin gebracht, andererseits wieder welche hergebracht. In kürzester Zeit hatte ich begriffen. Alle, die nach Westen wollten, wurden auf die Bahn nach Fallersleben gebracht und von dort fuhren dann die Züge nach Holland, Belgien, Frankreich, Italien, Spanien, usw. Andererseits kamen Tschechen, Polen, Ukrainer, Letten, alle Ostvölker waren vertreten, selbstverständlich auch Russen. Inzwischen hatten wir in Erfahrung gebracht, dass die Amerikaner bereits in Dresden seien, deshalb entschied sich Traudl, die Reise dorthin zu versuchen. Es fiel uns nicht leicht, uns nach all den schweren gemeinsamen Erlebnissen zu trennen. Jetzt erst fasste ich den Entschluss, zu Anneliese zu fahren, mein Weg führte in eine andere Richtung. Anneliese, meine unbekannte Brieffreundin wollte ich nach meinem grossen Urlaub, sprich nach dem Krieg, besuchen, und das war für mich Richtung Westen.

Jetzt war für mich nur noch die Frage zu klären, wie bringe ich Traudl aus dem Lager heraus? Deswegen beobachtete ich zwei Tage lang den Ablauf beim Verlassen der Transporte durch das Tor. Dabei fiel mir auf, dass manchmal jemand dem Fahrzeug nachlief, die Mitfahrer dem Chauffeur wahrscheinlich aufs Führerhaus klopfen, der dann kurz anhielt und der Nachgelaufene von denen im Wagen aufgezogen wurde, die Posten machten sich nichts daraus.

Wir besprachen uns darüber und sie wollte das Wagnis eingehen. Wir verabschiedeten uns, leider ohne unsere Adressen bekannt zu geben, was für uns damals eigentlich auch vollkommen unwichtig war. An diesem Morgen standen drei Laster bereit, ich konnte soviel in Erfahrung bringen, dass auf dem letzten Wagen Holländer transportiert werden, wir mischten uns unter den Haufen aufsteigender Menschen, in dem Gewühl merkte niemand, dass ich die Traudl hinaufgemogelt hatte, ich selber entfernte mich von dem Fahrzeug und bangen Herzens sah ich zu, wie die Fahrzeuge aus dem Lager fuhren. Meine Gedanken waren bei ihr. Wird sie heimkommen? Was wird ihr unterwegs noch alles passieren? Geld hatte sie ja auch keines, genauso wie ich.

Ich wünschte ihr in Gedanken nochmals viel Glück, gute Reise und auch gute Heimkehr. Ich habe sie nie mehr gesehen und nie mehr etwas von ihr gehört.

## *Anneliese*

Sie hatte mir im Winter 1943 ein Bild geschickt, ein wahrhaft sehr schönes, junges Mädchen von damals 18 Jahren. Die ganzen Wege durch Russland begleitete mich ihr Bild. Wir schrieben uns sehr oft und brieflich stimmte auch die Chemie, allerdings, sie und ihre Eltern waren streng katholisch, ich aber evangelisch und dazu noch SS-Mann. Das hat ihren Eltern nicht besonders zugesagt, aber sie kannten mich ja nur von einem Bild als Soldat, das ich ihr bei unserem brieflichen Kennenlernen geschickt hatte. Allerdings hatten wir keinerlei Postverbindungen, seit ich vor Weihnachten 1944 in Kurland eingeschlossen war und weder Post kam noch ging, so wussten wir nichts mehr voneinander. In Berlin, bei der Vernichtung meiner Papiere, Soldbuch, Führerschein, alle Soldatenbilder, tat es mir Leid, es zu zerreißen, es war schon stark zerknittert, aber ich habe es heute noch.

In einer Baracke hing eine Karte von Deutschland, hier konnte ich mich orientieren, wo ich war und wohin ich wollte und sollte. Und so schmiedete ich täglich neue Pläne, um aus dem Lager herauszukommen. Eines Tages, kurz nachdem Traudl weg war, wurden die Baracken geräumt, ich kam mit Tschechen und Polen in einen Kasernenbau des Fliegerhorstes, ich kann gar nicht mehr sagen, wie viele wir dort waren.

Es war ein Raum, angefüllt mit allerlei Gerümpel, wir schliefen auf dem Boden, keiner nahm von dem anderen Notiz, jeder war nur mit sich selbst beschäftigt. Für mich war das sehr gut, denn ich wollte in keinerlei Gespräche verwickelt werden. Ein für mich furchtbarer Tag war der 12. Mai 1945. Dieser Tag wird mir lebenslang in Erinnerung bleiben. Bei meinem Streifzug durch das Lager ist mir irgendwie ein deutsches Zeitungsblatt in die Hände gefallen.

Es war nur ein einziges Blatt, aber in grossen Lettern stand: «Deutschland hat bedingungslos kapituliert».

Ich konnte es nicht fassen, denn bis zu diesem Zeitpunkt war der Krieg noch nicht aus, aber das er jetzt aus ist und bedingungslos, unvorstellbar. Bedingungslos, nicht zu glauben. Wozu die ganzen Quälereien, Strapazen, Opfer, Idealismus, Opferbereitschaft. Millionen von Jugendlichen, insbesondere bei der Waffen-SS, zehn Leben hätten sie gegeben für Führer, Volk und Vaterland. Und nun alles umsonst.

«Bedingungslos», das muss man sich erst einmal vorstellen, was das heisst. Ich konnte nicht anders, ich habe mich irgendwohin verkrochen, habe meine ganze Gegenwart vergessen und habe zwei Stunden ganz erbärmlich geweint. Was haben wir jungen begeisterten Soldaten nicht alles vollbracht, Tag und Nacht gekämpft, geschwitzt, gefroren, sin bis zum Umfallen marschiert, durch ganz Russland, von Leningrad bis zum Schwarzen Meer, die besten Kameraden und Freunde verloren und das alles umsonst, umsonst?

Meine Gedanken kreisten um das Wort umsonst. Ich konnte nichts mehr anderes denken, dass auch mein Einsatz für Führer, Volk und Vaterland umsonst war. Umsonst kreisten auch meine Gedanken um die Eltern, um die Geschwister. Wo werden sie sein, leben noch alle, was wird in der alten Heimat sein, ich weinte und weinte meine Enttäuschung, meinen Kummer und mein Leid aus der Seele, ich fand mich in einer Hausecke auf dem Boden kauern wieder.

Nach dieser Befreiung von der seelischen Last fasste ich neuen Mut und ich begann von Neuem Pläne zu schmieden, um aus dem Lager herauszukommen. Zu allen diesen Sorgen kam ein ganz grosses Übel, ich litt schon mehrer Tage an starken Zahnschmerzen und es konnte mir niemand helfen, denn ich durfte mich ja bei den Amerikanern nicht sehen lassen.

Es war Pfingsten 1945, von irgendjemanden habe ich in Erfahrung gebracht, dass in einem anderen Bau der Kaserne eine Zahnstation sei, ich machte mich auf die Suche und fand sie, es dürfte die ehemalige, deutsche Militärzahnstation gewesen sein. Es waren schon sehr viele Menschen dort und nach der Reihe wurden die Zähne gezogen. Nach längerer Zeit war es auch bei mir soweit. Es war eine Frau in Weiss, ich nehme an, die Ärztin, sie sagte etwas auf Polnisch, ich antwortete Sächsisch und deutete auf meinen Zahn, dann, offensichtlich weil sie mein Sächsisch nicht verstanden hat, fragte sie, ob ich Deutsch verstehe würde. Ich fühlte mich entdeckt und sagte gebrochen: «bischen, bischen». Darauf sagte sie in Deutsch:

«Junger Mann, ich habe keine Betäubungsspritze, ich kann sie auch nicht vereisen, der Zahn muss ohne Betäubung heraus.» So geschah es dann auch.

Die Gedanken, die mir damals durch den Sinn gingen, liessen mich alle Schmerzen vergessen, denn ich stellte mir vor, diese jüdische Ärztin würde jetzt wissen, dass ich ein SS-Mann bin, statt den Zahn zu ziehen, würde sie mir mit Wonne die Kehle durchschneiden. Mit Erleichterung sah ich aber den Zahn in der Zange und sie sagte: «Fertig»

Ziemlich fertig war auch ich, denn mit zitternden Knien verliess ich das Zimmer, aber vergessen war, was mir Kummer bereitet hatte, denn ich hatte eine neue schwere Hürde genommen.

Unter den vielen Jugendlichen im Lager hatte sich eine Art Tanzunterhaltung ergeben, abends kamen alle zusammen, Polen, Tschechen, Russen, Ukrainer und alle anderen westlichen Nationen, neben den nationalen Sprachen wurde hauptsächlich Deutsch gesprochen. So konnte auch ich mich daruntermischen, ohne aufzufallen. Angst hatte ich nur, man könnte mich an meinen Schuhen erken-

nen, denn es waren meine in Kurland ausgefassten Soldatenschuhe niemand hat auf meine Schuhe geschaut, denn Soldatenschuhe unterscheiden sich grundlegend von zivilen Schuhen.

So ging auch ich nun Abend für Abend zum Tanzen, nicht ohne Hintergedanken, denn dort habe ich sehr viel erfahren, was für mich später sehr wertvoll sein sollte. So ergab es sich, dass ich ein polnisches, junges Mädchen kennenlernte, sie war 17 Jahre alt, blond, mit schönen Stoppellocken und Röllchenlocken bis zur Schulter, sie war eine ausgesprochene Schönheit und unter den jungen Männern war ein rechtes «Griss» um sie, auf alle Fälle, sie hat mir mehr als gefallen. Nach mehrmaligen Zusammentreffen erfuhr ich dann, dass sie Gina hiess und zusammen mit den Eltern auf einem Gut gearbeitet hatte. Sie konnte gut Deutsch, ich redete Sächsisch Deutsch, denn nun war ich wieder Luxemburger, aber wir verstanden uns sehr gut und ich war der «Micki». Es kam, wie es kommen musste, wir verliebten uns ineinander und abends beim Tanzen waren wir kaum zu trennen.

Nach drei Abenden fiel mir auf, dass bei Damenwahl mich öfters eine junge Tschechin zum Tanzen holte, mit der ich mich nach der gleichen Methode, wie mit der Gina, unterhielt. Sie erzählte mir, dass sie aus Prag sei, war zwanzig Jahre alt und hiess «Gina», also Eugenie. Seltsam, so hatte ich eine zweite Gina, die mir auch sehr gut gefiel, sie war so gross wie ich, dunkelblond, hatte sehr schöne grüne Augen, die richtiggehend funkeln konnten, das ganze Gegenteil zu den sanften Augen der polnischen Gina.

So ging das einige Abende, verschwitzt kam ich in meinen Bau, wusch Hemd und Unterarm täglich, denn ich hatte ja nichts zum Wechseln. Schlimm war es mit dem Rasieren, ich hatte keine Klengen mehr und sagte das meiner blonden Polin, am nächsten Abend hatte ich schon zwei Klengen von ihr, aber leider passten sie nicht in meinen Apparat.

Am nächsten Abend hatte ich Apparat, zwei Klingen, ein kleines Stückchen Rasierseife und Pinsel, sie habe es ihrem Vater entwendet.

Das machte auf mich einen riesigen Eindruck und so fühlte ich mich noch stärker an sie gebunden. Ach, was für tausenderlei Gedanken wälzte ich in meinem Hirn, ihr die Wahrheit über mich zu verraten, sie überreden, mit mir zu gehen, falls ich überhaupt hier herauskommen sollte, ich wollte sie keinesfalls verlieren. In meiner Verliebtheit sah ich nur ihre Schönheit und jeden Abend beim Tanz wurden die Bande fester und inniger.

Wir trafen uns versteckt auch tagsüber, ihre Eltern durften aber von mir nichts wissen, so spielte sich alles im Stillen und Geheimen ab.

Jedoch allabendlich bei Damenwahl kam meine Tschechin mich holen, es wurde hauptsächlich Walzer und Polka getanzt, nach kurzer Zeit kam meine Gina und löste sie ab. Ich merkte, dass sich da eine gewisse Rivalität entwickelte, was mir einerseits gefiel, von zwei sehr schönen Frauen begehrt zu werden. Andererseits wollte mich die Gina mit ihren Eltern bekannt machen, was ich immer wieder verschieben konnte, denn dieser Gefahr wollte ich mich nicht aussetzen.

Es dürfte Anfang der zweiten Woche nach Pfingsten gewesen sein, da ging ich mit Gina 1 zum Tanz und zwar so, als ob wir immer zusammen sein würden. Bei der nächsten Damenwahl holte mich Gina 2, es war ein Walzer, gespielt von einem Ziehharmonikaspieler. Nach kurzer Zeit war Gina 1 da. Was sich nun auf der Tanzfläche abspielte, kam mir zuerst recht lustig vor. Der Tschechin ihre Augen funkelten wie Blitze, mit einer Kanone von Wörtern in Tschechisch, die ich nicht verstand, schimpfte sie auf die Gina 1. Bei der erwachte nun auch der Widerspruch, und so gab es ein ziemliches Aufsehen. Nun wurde es für mich gefährlich, so bemühte ich

mich, Gina 2 zu beruhigen und brachte sie elegant zu ihrem Platz, mit Dank und Verbeugung, ging zu Gina 1 und überredete sie, mit mir heimzugehen.

Bei diesem Zwischenfall wurde mir klar, Liebe hin, Liebe her, ich durfte keinen Tag länger hierbleiben, denn die Gefahr, erkannt zu werden, wurde mit jeder Minute grösser.

Schon beim Heimgehen mit Gina 1 stand mein Entschluss fest, es soll das letzte Mal sein. Ich nahm sie fest in meine Arme, wir küssten uns innig und zärtlich, ich fühlte starke Wehmut im Herzen und der Gedanke, sie nicht mehr zu sehen, tat mir weh.

Ich liess sie es nicht fühlen, dass es vorbei war. Ich war hin- und hergerissen. Das Vielversprechende, Miteinander und Beisammensein, den schönen Zukunftsträumen nachhängen und die Erfüllung lang gehegter Wünsche stand mir vor Augen. In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen, so gehorchte ich dem Verstand und handelte auch sofort danach.

Es war noch sehr früh am Morgen, mein Rucksack mit den paar Sachen, die ich unterwegs aufgeklaut hatte, war fertiggepackt, im Kasernenhof fing das Leben an, von überall strömten Menschen, die irgendwo hin wollten.

Es war so gegen 7.00 Uhr früh, und ein grosses Menschengetümmel bewegte sich in allen Richtungen im Kasernenhof. Von irgendwo hergekommen waren auch plötzlich amerikanische Soldaten, sie wiesen die Menschen zu den Fahrzeugen. Ich mischte mich in den Strom. Nur dem Gefühl gehorchend, den Verstand und alle drohenden Gefahren ausgeschaltet, gelangte ich zum dritten Mannschaftswagen, der mit dreissig Personen beladen wurde. Ein freundlicher Ami half mir beim Aufsteigen, und so hatte ich es mit Glück wieder einmal geschafft.

In Fallersleben angekommen, ergaben sich Probleme auf dem Bahnhof. Nur diejenigen, die irgendeinen Ausweis hatten, wurden

in einen bereitgestellten Zug hineingelassen. Dieser Zug sollte nach Dortmund – Köln bis Belgien und Holland fahren, leider ohne mich, denn dort reinzukommen war unmöglich, bei jedem Waggon waren zwei Amerikaner zur Kontrolle dabei.

Also warten und auf eine andere Gelegenheit hoffen. Und sie kam am späten Abend. Eine Verschublokomotive brachte einen Ladewaggon mit offener Tür zu einem bereitstehenden Güterzug, an dem ich Bahnhof Dortmund las, und auf gut Glück, als es dunkel war, kletterte ich in den Waggon. In der Nacht ist der Zug dann abgefahren und nach unzähligen Stehenbleiben wurde es Morgen und hell. In einem Bahnhof, ich weiss nicht mehr, wie er heisst, bei einem neuerlichen Halt, stockte mir das Blut in den Adern. Es kamen zwei schwarze Amis direkt auf meinen Waggon zu und sprangen sichtlich voller Freude in den Wagen. Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte, ich dachte ans Rauspringen und Weglaufen, das ging aber nicht, denn die beiden hatten ihre Sachen reingeworfen und sassen nun in der offenen Waggontür und liessen ihre Beine draussen baumeln. Sie nahmen keine Notiz von mir, so als gäbe es mich nicht.

Inzwischen fuhr der Zug schon weiter, mein Pulsschlag sank wieder, und anscheinend hatten meine zwei schwarzen Ami Hunger, denn sie kamen in den Waggon herein und packten ihre Rucksäcke aus. Hervor kam Brot, unzählige Dosen mit mir völlig unbekanntem Speisen, und fröhlich wie Kinder benahmen sie sich dabei.

Beide waren bestimmt jünger als ich, ich schätzte sie auf 22 Jahre. Aus ihrem Gerede und Getue heraus konnte ich entnehmen, dass sie in Urlaub fahren und von Dortmund aus nach Amerika fliegen würden.

Ich habe mich unauffällig verhalten, aber wahrscheinlich dürften meine begehrrlichen Blicke auf ihre Speisen aufgefallen sein, denn

plötzlich hielt mir einer ein Stück Brot entgegen, ich nahm es und sagte auf Sächsisch: «Eich bedunken misch hesch» – «Ich bedanke mich». Natürlich verstanden sie gar nichts, aber es entspann sich ein Gespräch, geführt mit Gesten und Zeichen, ich verstand, sie sind Urlauber, «Go home to America» war ihre Devise, ich: «Go home to Luxemburg», von dem sie wohl noch nie gehört hatten.

Am späten Abend kamen wir in Hamm an. Ich entschloss mich, nicht mit den Amis weiterzufahren, denn wer weiss, wie es bei weiteren Kontrollen zugehen würde und wünschte guten Flug nach Amerika.

Das dürfte den einen beeindruckt haben, impulsiv sagte er: «Hallo» – ich dachte schon, jetzt ist alles aus und sie haben mich, da steckte er mir ein halbes Komissbrot in die Hand und sagte: «Good bye».

Ich war so perplex und gerührt über diese unkomplizierte Geste der Hilfe, dass ich ganz starr dastand und nur mehrmals «Ich bedunken mich» Ich bedunken mich» – «Ich bedanke mich» sagten konnte.

Über mehrere Güterbahngleise schaute ich, dass ich aus dem Bahnhofsbereich herauskam, denn mir war ja bekannt, dass Kontrollen immer und meistens bei Verkehrsknoten stattfinden.

Aber was sollte ich jetzt tun?

Es war schon später Abend, und ich entfernte mich vom Bahnkörper, um nicht vom Verschubbahnhof zum Hauptbahnhof zu gelangen. In welche Richtung ich nun gehen sollte, war mir unklar, ich wusste nur, dass Lünen nicht allzu weit von Hamm war.

In die Stadt traute ich mich nicht hinein, so ging ich entlang eines schmalen Weges neben einem Bahngleis stadtauswärts, bis alle Häuser hinter mir lagen. In einem bebauten Feld mit Hafer fühlte ich mich sicher. Vorm Dunkelwerden tauchte ein Dorf auf, und ich

suchte die Hauptstrasse, um vielleicht einen Wegweiser zu finden, der nach Lünen wies. Und tatsächlich fand sich einen, der mit 22 km die Entfernung nach Lünen angab. Ich fühle mich erlöst und übernachtete im Haferfeld.

Zeitig in der Früh verliess ich meinen Schlafplatz und ging auf der Strasse Richtung Lünen. Es war schon sehr warm am Vormittag, ich packte meinen Rock aus Berlin in meinen Rucksack und marschierte zügig weiter. Viele Radfahrer und etliche Bauersleute überholten mich, und gegen 10.00 Uhr hörte ich von überall Glockengeläute. So nahm ich an, dass es Sonntag war, denn der Tages- und Datumsplan war mir vollkommen entfallen.

Am Nachmittag kam ich in Lünen an. Mir begegneten immer wieder Kolonnen von Menschen, die Kreuze vor sich hertrugen und laut beteten. Da wurde mir erst bewusst, dass Fronleichnam war. Allerdings hatte ich als Evangelischer keinerlei Beziehung zu Fronleichnam. Ich fragte mich zu der Adresse der Familie Heinz Westermann durch, stand vor einem einstmals roten Ziegelbau und begehrte Einlass. Es ist mir unvergesslich geblieben, was ich vor der Eingangstür seelisch und gefühlsmässig mitmachte. Tausend Fragen türmten sich wie Gewitterwolken auf, ob sie mich einlassen oder gleich die Polizei verständigen werden, ob ich ihnen erklären kann, warum ich gerade jetzt zu ihnen komme, denn sie hatten ja keine Ahnung, dass ich komme, ausserdem, ob sie einverstanden sein würden, dass ich überhaupt mit ihrer Tochter Anneliese ...

Es öffnete sich die Tür, vor mir stand eine Frau so gegen 40 Jahre herum, beim ersten Anblick fiel mir ihr schönes Gesicht sofort auf. Ich war überrascht und brauchte etliche Sekunden, um meiner Nervosität und Unsicherheit Herr zu werden. Zuerst bat ich darum, die

Störung zu entschuldigen, dann nannte ich meinen Namen mit der Erklärung, der unbekannte Soldat zu sein, der ihrer Tochter Anneliese drei Jahre aus dem Felde geschrieben hatte. Die Überraschung und Verwunderung stand ihr ins Gesicht geschrieben. Mein Aussehen und meine Bekleidung waren bestimmt nicht dazu angetan, um Vertrauen zu erwecken. Aber sie sagte gar nichts auf meine Erklärungen, sondern rief ins Haus: «Anneliese, du hast Besuch».

Inzwischen überschlugen sich meine Gedanken. Wie wird sie ausschauen, ich hatte ja zwei Bilder von ihr, dort war sie sehr, sehr schön – währenddessen stand sie schon unter der Tür. Ich war überwältigt. Gross, schlank, in einem schönen Sommerkleid stand sie da, ihre Augen schauten fragend auf mich, wahrhaftig, viel schöner als auf den Bildern stand sie vor mir, ich streckte ihr meine Hand entgegen, ein wenig zögerlich reichte sie mir die ihre und ich sagte:

«Anneliese, dein unbekannter Soldat, der dir versprochen hatte, dich in seinem grossen Urlaub (Kriegsende) zu besuchen, steht vor dir». Ihr Erstaunen darüber war masslos, denn das Aussehen zwischen meinen Bildern als Soldat in Uniform und meinem jetzigen war ja doch mehr als erstaunlich. Aber gleich danach huschte ein schönes Lächeln über ihr Gesicht, ich konnte mich nicht bezwingen und gab ihr auf die Wange einen flüchtigen Kuss.

Anscheinend war dadurch das Eis gebrochen. Ich wurde hineingebeten, im Zimmer war Herr Westermann zugegen, es kam mir vor, als ob ich von der Familie akzeptiert sei. Zuerst musste ich natürlich erzählen, wieso, wozu und warum ich gerade zu ihnen gekommen bin. Es kam noch ein junger Bursche herein, es war der Bruder von Anneliese, Heinz, der besonders gespannt zuhörte und interessiert weiterfragte. Nach ungefähr einer Stunde Erzählens wagte ich zu fragen, ob ich mich irgendwo waschen und rasieren

könne, die Anneliese zeigte mir das Badezimmer, sie sagte: «Heute Abend heizen wir den Ofen ein, dann gibt es heisses Wasser zum Baden».

So wusch ich mir Schweiss und Schmutz der vergangenen Tage so gut es ging vom Körper, rasierte mich mit einer Klinge und den Rasierapparat der Gina, zog mein Reservehemd und Unterhose aus meinem Rucksack an und kam mir dann wieder als zivilisierter Mensch vor.

Durch mein Aufkreuzen schienen sich die Probleme der Familie Westermann zu türmen, denn die erste Frage, was gibt man einem Gast zum Essen, wenn man selber nichts hat?

Und sie hatten nichts, gar nichts zum Essen, sie hungerten wie alle damals im Kohlenpott, denn die amerikanische Hilfe war im Mai/Juni 1945 noch nicht angelaufen.

Wovon die Menschen damals lebten, war eine Handvoll Weizenkörner, Hafer, Gerste, ein paar Kartoffeln oder Rüben, es gab nichts zu kaufen. An diesem Abend kochte Frau Westermann Tee, ich habe ohne Zögern mein restliches Brot, von dem ich zwei dünne Scheiben gegessen hatte, hergegeben, sie alle hatten schon tagelang kein Stückchen Brot mehr gesehen. Sie schnitt für jedermann eine dünne Scheibe ab. Von den Resten haben wir noch am nächsten Tag Frühstück und zu Abend gegessen.

Das dringendste Problem war, wie und wo kriegen wir Lebensmittel her, und schon am dritten Tag meiner Ankunft brach ich mit Heinz auf Hamstertour auf, in ein Dorf in der Nähe von Lünen.

Wir bettelten uns von Bauernhaus zu Bauernhaus, viel brachten wir nicht zusammen, ein paar Handvoll Weizenkörner, eine Rübe und acht Kartoffeln. Jedenfalls war der Tag gerettet, denn am Abend gab es eine kräftige Biersuppe.

Frau Westermann hat den Weizen mit der Kaffeemühle gemahlen, Anneliese holte einen halben Liter Bier, das Herr Westermann

als tägliche Ration von der Zeche erhielt. Ich hatte sowas noch nie gegessen, aber es schmeckte einfach wunderbar. Die Kartoffeln und die Rübe waren eiserne Ration, denn es wusste ja niemand, wann man wieder einmal etwas erhalten wird. So gingen Heinz und ich täglich betteln, natürlich waren mit uns noch Hunderte Menschen aus den gleichen Gründen unterwegs, und oft war es so, dass einer aus dem Haus herauskam und der folgende hinein ging. Auch bei bestem Willen konnten die Bauern nicht allen helfen, denn selbst auf den Bauernhöfen fehlte es am Nötigsten, wie ich später erleben sollte. Die Erfolge der Hamsterei waren klein, aber immerhin, es gab täglich eine Kleinigkeit zu essen. Frau Westermanns Kochkunst war so gross, dass man sagen konnte, aus allem, was wir heimbrachten, machte sie ein gutes Essen. Salz, Essig und Gewürze waren vorhanden, es fehlten Butter, Öl, Zucker, Fleisch, Brot, Mehl, Kartoffeln, Reis, Gries und dergleichen mehr.

Es dürfte der vierte oder fünfte Tag gewesen sein, als wir in ein Dorf mit Namen «Landsdorp» kamen. Hier entschied sich mein Schicksal zum «Besseren». Heinz und ich hatten überhaupt keinen Erfolg, nicht die kleinste Kleinigkeit haben wir erhalten. Es war schon nachmittags so gegen 15.00 Uhr, ein trüber Tag und manchmal regnete es, wir waren ziemlich niedergeschlagen, als wir uns einem grösseren Gehöft, das sich auf einer leichten Anhöhe befand näherten. Wir wollten durch das offene Tor in den Hof hineingehen, da kam uns ein Mann entgegen, so um die 40 Jahre herum, dem wir unsere Bitten vortrugen. Er hörte uns an und begutachtete uns mit strenger Miene und statt uns abzuweisen, fragte er mich persönlich: – «Wollen sie arbeiten?» Ich war mehr als erstaunt, denn so etwas hatte mich noch keiner gefragt. Ohne zu zögern sagte ich: «Selbstverständlich, wenn sie für mich eine Arbeit haben».

Es gab kein längeres Hin und Her, er führte uns zum Haus, ein recht grosses Gebäude mit Stockwerk, als beinahe wie ein Gutshaus. In einer ebenerdigen, grossen Stube war eine ältere Frau bei einer Art Schreibtisch mit vielen Papieren darauf. Der Mann sagte: «Frau Ostermann, dieser junge Mann möchte bei Ihnen arbeiten». Die Frau begutachtete mich, ich schien ihr vertrauensvoll zu sein, sie fragte nach meinem Namen, und zum ersten Mal gab ich meinen richtigen an. Von wo ich herkomme, aus Siebenbürgen, von dem sie nie gehört hatte, liess es sich aber erklären, über die weiteren Wege meines Lebens log ich ihr vor, in Berlin in den Bossigwerken gearbeitet zu haben und mich bis hierher durchgeschlagen zu haben, nun auf dem Weg in die Heimat sei, um etwas zu verdienen, müsste ich arbeiten.

Sie schien damit zufrieden zu sein. Ich sollte mich am nächsten Morgen bei ihr melden. Heinz und ich erhielten je ein grosses Stück Brot und ca. zwei Kilo Kartoffeln. Die Freude bei uns war gross, bei Westermanns war die grösste Not vorbei. Am nächsten Tag war ich pünktlich um 7.00 Uhr bei Ostermanns. Frau Ostermann war die Chefin, Tochter Erna für Stall und Feld zuständig. Tochter Wilhelmina für Haus und Küche, beide über dreissig Jahre alt. Ein jüngerer Bruder wurde noch in den letzten Kriegstagen eingezogen und soll kurz vor Ende des Krieges gefallen sein. So wurde von der Kreisbauernschaft jener Mann bestellt, der uns zu Ostermanns gebracht hatte, als Verantwortlicher für den Frühjahrsanbau, der ja diesjährig nur verspätet bewerkstelligt werden konnte, da bis Mai hinein hier noch gekämpft wurde.

Ausser den drei Hausbesitzern war noch ein junger Pole, Marian genannt, als Landarbeiter tätig, dann eine ausgebombte Frau Klusemann mit ihrer Tochter, die beim Dortmunder Theater als Pianistin

angestellt war, dann noch ein ausgebombter Polizeioffizier aus Dortmund, der Herr «Von der Aa».

Und jetzt kam ich noch dazu, sodass wir zwei Männer die Arbeit angehen konnten.

In der ersten Woche habe ich mich in die Arbeit einweisen lassen, zum Teil tat ich auch aus eigenem Entschluss manches, was dringend zu tun war. In der zweiten Woche wurde ich schon mit Fragen einbezogen, wie, wo und wann etwas zu tun sei. Bereits in der dritten Woche erteilte mir Frau Ostermann die alleinige Einteilung der Planung und der zu machenden Arbeiten. Durch diese Entscheidung konnte ich frei nach Dringlichkeit bestimmen, was zu erledigen war. Zum Glück waren drei Pferde auf dem Hof, so konnte in kürzester Zeit noch nachgebaut werden, was notwendig war, z.B. konnten wir noch einen ganzen Kartoffelacker neu bebauen und diese wurden sogar bis September reif. Mittlerweile wurde die Gerste reif, mit einer Mähmaschine mit Garbenableger wurde geerntet. Ich gehörte zum Haus und wurde als Verwalter bestimmt.

Der Hof war 44 Hektar gross, also schon ein kleines Gut. Durch meine Tätigkeit auf dem Hof durfte ich für Anneliese, Heinz und ihre Eltern sorgen, sodass Heinz nicht mehr hamstern gehen musste. Im Gegenteil, in den Tagen der Getreideernte konnte er auf dem Hof arbeiten.

Der Pole Marian war in ein Lager gegangen, aus welchem die Polen in ihre Heimat zurückgebracht wurden. Vorher wollte er unbedingt meine Armbanduhr, welche die ganze Wanderung im Hosensack befestigt war. Es war in der ganzen Gegend bekannt, dass die Polen auch auf brutalste Art und Weise einbrechen, stehlen und auch vor Mord nicht zurückschrecken. Und darauf berief sich auch Marian und sagte: «Wenn du sie mir nicht freiwillig gibst, dann nehme ich sie dir mit Gewalt». Er war zwar ein kräftiger, gutge-

nährter junger Mann mit 22 Jahren, aber in den 14 Tagen bei Ostermanns hatte ich auch schon wieder Kräfte gesammelt, sodass ich ihm ruhig die Stirn bieten konnte. Ich sagte nur soviel zu ihm: «Marian, bevor du die Uhr kriegst, fällt sie zu Boden und ich steige mit beiden Füßen darauf, aber du bekommst sie nicht». Damit hatte es sich punkto Uhr erledigt.

An Sonntagen, nach dem Mittagessen, ging ich stets bis Lünen zu Anneliese. Bedingt durch die Wohnungsnot konnten wir nie alleine sein, denn auch ihr Haus, in dem ihre Familie wohnte, war durch Bomben zerstört worden. Ganz Dortmund und Umgebung lagen in Schutt und Asche. Selbst in den Dörfern rund um die Stadt waren zerstörte Gehöfte und Bombenkrater in den Feldern. So waren auch auf Ostermannschem Besitz drei grosse Krater, die wir dann jeweils zuschaukelten, wenn man nicht ernten konnte.

Erna hatte zwei junge, 2-jährige Pferde gekauft, für die ich eine extra Koppel einrichten musste. An einem Sonntag, gegen Abend, ich kam gerade von Anneliese heim, zog ein schweres Gewitter auf. Sogleich ging ich zur Koppel, um die Pferde in den Stall zu lassen, ich war noch etwa sechs Meter vom Tor entfernt, die Pferde warteten auf mich, sie standen etwa drei bis vier Meter auseinander, da gab es einen Donnerschlag, dass man glaubte, eine 500 kg Bombe sei explodiert. Ich sah, während ich vom Luftdruck umgeworfen wurde, wie beide Pferde zugleich umfielen und mit den Beinen strampelten. Der Blitz hatte zwischen den beiden eingeschlagen und es war ein Krater von ca. 40 cm Breite und 30 cm Tiefe. Der Schreck sass nicht nur den Pferden in den Gliedern, sie sprangen auf und zitterten am ganzen Körper, sondern mir ging es genauso, aber wir sind alle heil geblieben.

Ab der vierten Woche hatte nur mehr ich zu bestimmen, was zu geschehen hat, in der Erntezeit habe ich noch zwei junge Männer

und Heinz beschäftigt. Dazu noch zwei junge Frauen, Frau Vogl und ihre Nichte Wilma, eine Kusine und einen Kusine von Erna aus Rauxel.

Im August konnte ich die Erntearbeiten abschliessen und mit den Vorbereitungen für den Neuanbau beginnen. Ich sagte Frau Ostermann, dass ich, wenn die Felder bestellt seien, mich auf die Reise machen werde, um meine Eltern zu suchen. Ich hatte ihr wahrheitsgemäss erzählt, dass die Eltern 1944 aus Siebenbürgen evakuiert wurden und ich nur soviel weiss, dass sie im damaligen Niederdonau untergebracht wurden.

Mit allen Mitteln versuchte Frau Ostermann mich zu halten, denn sie hatte beizeiten erkannt, dass ich fähig war, auch eine grosse Landwirtschaft zu führen. Beide Töchter machten mir Avancen, aber ich dachte nur an Anneliese, doch wir konnten nie alleine zusammenkommen.

Eines sonntags entschloss ich mich, meine Blutgruppe unter dem linken Arm zu entfernen. Anneliese, ihre Eltern und Heinz berieten hin und her, wie man es am besten machen könnte. Resultat gleich Null. Ich schritt zur Tat, gab Anneliese eine Rasierklinge, fasste die Haut der Blutgruppe mit den Fingernägeln des Daumens und des Zeigefingers, dehnte sie soweit es ging und sagte «Abschneiden». Nach kurzem Zögern war der Schnitt getan, es blutete ein wenig, sie tupfte mit einem Wattebausch mit Alkohol die Wunde ab und weg war meine Blutgruppe.

Eine Woche danach war nichts mehr davon zu sehen, nur eine kleine Narbe war zurückgeblieben. Erwähnen möchte ich noch, dass Anneliese im Büro ihres Vaters auf der Zeche beschäftigt war und es sowieso unmöglich war, uns heimlich zu treffen.

Nur Anneliese und die ihren wussten über mich Bescheid und wussten auch, dass ich sie eines Tages verlassen werde.

Noch war es aber nicht soweit, ich wollte mein Versprechen einhalten und erst fortgehen, wenn alles auf den Feldern bestellt war. Mit meinem Eingeständnis liess mir Frau Ostermann statt Lohn einen Anzug in Fischgrätmuster anfertigen, natürlich nur mit Naturalien zu zahlen, aber immerhin hatte ich jetzt einen kompletten Anzug und brauchte keine Angst mehr zu haben, an den Hosen erkannt zu werden.

Von Herrn Westermann bekam ich zwei gebrauchte Hemden. Zwei Unterhosen hatte ich ja, nur mit den Schuhen war nichts zu machen, ich musste mit meinen Militärschuhen weiterwandern.

Es war wohl um den 8. bis 10. September 1945 herum, als mich die Familie Ostermann ungern ziehen liess. Der Abschied war doch etwas schwerer als gedacht, gab ich doch alles auf, was ich erreicht hatte, Anerkennung, gute Behandlung, kein Hungern wie in den grossen Städten des Ruhrgebietes, ich konnte schalten und walten nach eigenem Gutdünken, es war nicht leicht, alles aufzugeben.

Aber es musste sein, denn die Ungewissheit über den Verbleib der Eltern, Grossmutter und Geschwister peinigte mich die ganze Zeit über. Deswegen hatten Armeliese, die ich mit jedem Tag lieber hatte und ihre Familie Verständnis, dass ich nicht länger bleiben wollte. Im Herbst war es günstiger, auf die Suche zu gehen als im Winter. Bei der Verabschiedung in Lünen flossen Tränen, denn Frau Westermann dankte es mir tausend Mal, dass ich sie mit Nahrungsmitteln versorgt hatte. Anneliese und ihr Bruder Heinz begleiteten mich zum Bahnhof nach Dortmund. Verkehrsmittel gab es keine, so marschierten wir durch Schutt und Trümmer durch die Strassen. Es war alles so gespenstisch, die ganze Stadt nur ein Trümmerhaufen, es war wie ein Wunder, dass wir den Bahnhof fanden. Der Bahnhof bestand aus etlichen Gleisen und einer provisorischen Baracke für den Fahrdienstleiter, sonst nichts. Weit und breit sah

man keinen Personenzug, dafür aber mehrere offene Waggons, alle mit Kohle beladen.

Es war Sonntag, Anneliese und Heinz mussten nach Hause, der Abschied war für uns beide sehr schwer, waren wir uns doch menschlich sehr nahegekommen. Wir nahmen uns in die Arme und küssten uns wohl das erste Mal und das letzte Mal leidenschaftlich. Tränen in ihren Augen brachten mich zum Wanken, ich stand auf der Kippe zu bleiben, da schaltete sich der Verstand ein. Umsonst, sagte ich jetzt, wer weiss, was noch geworden wäre, wäre ich geblieben. Alles utopisch!

Wir trennten uns mit wehen Gefühlen in den Herzen. Damit war der Lebensabschnitt Anneliese beendet.

## *Aufbruch zu einer Reise, von der niemand weiss, wann und wo sie endet*

Ich stand, bepackt mit meinem Rucksack und etlichen Lebensmitteln auf dem Bahnhof in Dortmund. An Geld hatte ich von Frau Ostermann zusätzlich zum Anzug zwanzig Mark erhalten, also für mich sehr viel. Aber eine Fahrkarte gab es für mich nicht zu kaufen, denn dazu musste man den Amerikanern einen Ausweis vorweisen.

Aber mit den Amerikanern wollte ich nichts zu tun haben, so hielt ich mich auch fern von einem Bau in den Ruinen, in denen sich amerikanische Soldaten aufhielten. Ich glaube, sie waren für die Sicherheit der Kohlenzüge bestimmt, denn oft hörte man von Überfällen der Bevölkerung auf Kohlenwaggons, die in der Nacht komplett ausgeräumt wurden. Bei mir stellte sich nun die Frage, wie komme ich weiter, ich musste eine Entscheidung treffen, denn der Abend nahte.

Inzwischen fuhren etliche Kohlenzüge durch den Bahnhof, einer blieb stehen und da bemerkte ich, dass auf einmal unzählige Leute von den Waggonen sprangen und andere wiederum auf die Waggonen hinaufkletterten. Wie ein Blitz durchfuhr es mich: «Das ist die Lösung, Kohlenzug!» Aber welcher Kohlenzug fuhr in die Richtung, die ich brauchte, wer konnte mir das sagen und verraten, ohne dass ich auffiel.

Viele Menschen liefen zwischen den Gleisen und den Kohlenzügen hin und her und auf jedem Waggon eines Zuges befanden sich Menschen, die irgendwo hinfahren wollten, da jedoch noch kein geregelter Zugverkehr vorhanden war, reisten die Leute eben per Kohlenzug.

So mengte auch ich mich unter die Suchenden, ich suchte einen Zug Richtung Würzburg, Nürnberg, und auf dem fünften Gleise war wirklich einer, der Richtung Nürnberg abgehen sollte. Wann das sein sollte, wusste sowieso kein Mensch. Als ich auf einen Waggon kletterte, oben waren alle offen, waren schon sieben bis acht Personen da. Später kamen noch vier dazu, darunter auch eine junge Frau, die nach Nürnberg wollte.

Wir machten es uns auf der Steinkohle so bequem, wie es nur ging und warteten, dass der Zug abfuhr. Keiner konnte schlafen, es wurde auch nicht viel geredet, aber jeder wartete mit Spannung auf den Start.

Der Morgen graute bereits, als auf einmal ein Ruck durch den Zug ging – wir fuhren – aber auch wirklich dorthin, wo wir wollten? Alle hofften wir darauf. Als es Tag wurde, sah ich, dass beinahe auf jedem Waggon Menschen saßen und lagen, es war ein ganz eigenartiges Bild, das sich da bot, Menschen auf Kohlenwaggonen! Unzählige Male hielt der Zug, meistens auf offener Strecke, dann auch wieder manchmal in irgendeinem Bahnhof.

In der zweiten Nacht fing es an zu regnen, und da ich eine Decke mithatte, konnte ich mich zudecken und ein wenig schützen, die junge Frau neben mir hatte nichts dergleichen, so machte ich mich erbötig, sie möge unter meine Decke schlüpfen. Ohne zu zögern folgte sie meinem Angebot. Sie hiess Annemarie und wollte zu ihren Eltern in der Nähe von Nürnberg. Wir kuschelten uns zusammen, um uns gegenseitig zu wärmen, was auch bestens gelang. In der Früh, als wir unter der Decke hervorkamen, waren wir beide schwarz wie die Neger vom Steinkohlenstaub.

Von nun an war die Fahrt nicht mehr langweilig, auch längerer Aufenthalt machte uns nichts aus. Auf einem kleinen Bahnhof konnten wir uns waschen, alles musste schnell gehen, denn man wusste ja nicht, wann es wieder weitergeht, so kamen wir nach Nürnberg.

Die Zeit spielte keine Rolle. Sie war am Ziel, ich musste zusehen, dass ich nach München kam. In Nürnberg, auf dem zerbombten Bahnhof, konnte ich im Schwarzhandel ein Stückchen Brot kaufen, aber das nur um teures Geld. Von den zwanzig Mark hatte ich nur noch wenig übrig. Nach langem Suchen fand sich ein Güterzug, der Richtung München fahren sollte, und auf gut Glück kletterte ich in einen leeren Viehwaggon, in welchem schon etliche Menschen waren. Wie lange ich von Nürnberg bis München unterwegs war, kann ich nicht mehr sagen. An einem Nachmittag kam ich jedenfalls in München an.

Hier fühlte ich mich schon wohler, war mir doch München aus meiner Zeit in Dachau bekannt. Jetzt drängte sich die Frage auf, wohin in München? Der Bahnhof, genauso wie in anderen Städten, in Trümmern. Ich sass auf einem Schutthaufen und überlegte, was ich tun könnte und musste. Von den vielen Menschen, die dort herumrannten, setzte sich neben mich eine junge Frau oder Mädchen, wir

kamen ins Gespräch und sie erzählte mir, sie sei auch aus Nürnberg gekommen und sei auf dem Wege zu ihrer Freundin. Nachdem ich ihr erzählte, dass ich die Nacht wohl in den Trümmern des Bahnhofs verbringen werde, lud sie mich ein, mit ihr mitzukommen, denn bestimmt würde ihre Freundin uns unterbringen können, denn sie hatten Glück gehabt und seien nicht ausgebombt worden. Also ging ich mit, und es war auch so, wie sie sagte, nur, wir mussten beide in einem Bett schlafen.

Mir war das ja nun nicht unangenehm, zumal wir einen kleinen Raum für uns hatten, geschlafen haben wir beide nicht viel.

In der Früh gab es von den Hausleuten ein Frühstück, Tee und ein Stückchen trockenes Brot, ich bedankte mich vielmals und schenkte einem Jungen, dem Sohn des Hauses, ein Zweimarkstück für die gewährte Übernachtung. Ein dankbarer und strahlender Blick meiner Überraschungsbekannten deutete ihre Zufriedenheit an und ich hatte kein schlechtes Gewissen dabei.

Ohne zu wissen, wie wir heißen, ohne uns zu kennen, gingen wir wieder auseinander, wie wir zusammengefunden hatten.

Ich ging wieder zum Bahnhof, um mich zu erkundigen, wie ich am besten nach Dachau kommen könnte, die Strecke kannte ich ja noch aus der Zeit vom Sommer 1943, bei der Bildung des Musikkorps, des Freikorps «Danmark». Damals fuhr ich ja jeden freien Tag nach München, denn ich hatte dort eine Bekannte, bei der ich immer übernachtete, denn wir alten «Frontschweine» hatten von Samstag Nachmittag bis Montag 7.00 Uhr Ausgang. Ich erinnerte mich ihrer und hatte auch ihre Adresse noch im Kopf, aber da ich wusste, dass sie verheiratet war, traute ich mich in dieser Aufmachung nicht unter ihre Augen.

Während mir die Adresse von Maria – so hiess sie – in Erinnerung kam, zündete noch eine Adresse im Hirn, und zwar die meines Kameraden Walter Spanner, der mit Traudl-Moritz unterwegs und bei der Überquerung des Kanals in Berlin nicht mehr am anderen Ufer aufgetaucht war. Das fiel mir jetzt auf einmal wieder ein und seine Adresse hatte ich mir eingepägt:

Nördliche Waldstrasse 11, Berg am Laim, München. Tausenderlei Gedanken wirbelten mir durch den Kopf. Von Walter wusste ich, dass er verheiratet war, also könnte ich zumindest seine Frau aufsuchen. Kurz entschlossen machte ich mich auf den Weg, ein weiter Fussmarsch von mehreren Stunden, aber damals war das Normalzustand. Am Abend war ich dort und siehe da, das Schicksal war meinem Kameraden gnädig gewesen, er war schon etliche Wochen zu Hause. Die Begrüssung war filmreif, wir sahen uns, riefen ungläubig unsere Namen, wir lagen uns lachend und weinend in den Armen und konnten es nicht fassen, dass uns das Schicksal noch einmal zusammengeführt hat, nachdem es uns brutal getrennt hatte.

Selbstverständlich musste ich nun dortbleiben, denn bis wir uns alles erzählt hatten, sind etliche Tage vergangen.

Von Walter erfuhr ich, wie es ihm mit seiner Traudl ergangen war. Als wir uns in Berlin geeinigt hatten, dass wir anderen warten sollten, bis beide auf der anderen Seite auftauchen, um dann nachfolgen zu können, sahen wir sie ja nicht mehr. Den Fluss konnten wir nicht einsehen, nur das andere Ufer, denn wir hielten uns weiter hinten auf. Beide kamen am Ufer an und fanden einen Bootsführer zum Überführen und waren schon beinahe am anderen Ufer, als ein russisches Motorboot sie anhielt und beide mussten, da sie sich nicht ausweisen konnten, ins Motorboot umsteigen und wurden zu einem Verhör in ein Haus gebracht. Sie wurden getrennt, und Wal-

ter hat Traudl nie mehr gesehen. Er selbst war längere Zeit bei den Russen eingesperrt und oft geschlagen worden, denn er sollte gestehen, dass er ein grosser Faschist und Hitlerist sei.

Nach vielen Verhören konnte er dann doch glaubhaft machen, dass er in Berlin in den Bossigwerken Mechaniker gewesen sei. Er wurde freigelassen und landete nach mehreren Wochen bei seiner Frau.

Ich weiss nicht mehr, wie lange ich dort war, ich erzählte ihm und seiner Frau Barbara von meiner Bekannten in München, dass ich mich aber mit meinem Anzug nicht unter ihre Augen traue, da sagte Walter:

«Mein Anzug passt dir bestimmt, wir haben ja ungefähr die gleiche Figur». Und siehe da, der Anzug passte, als hätte ihn der Schneider für mich gemacht. Hemd war kein Problem, eine Krawatte tat das ihre, aber die Schuhe! Da war nichts zu machen. Also auf zum Besuch von Maria in der Prinzregentenstrasse.

Angekommen dort, war ein Schild an der Tür angebracht: Dr. R. Sch .... – Rechtsanwalt Sch ...?

Sch. hiess doch Maria? Mich beschlich ein ungutes Gefühl, denn ich erinnerte mich nur zu gut an eine Situation im November 1943, als ihr Mann unverhofft in Urlaub kam und uns beinahe im Bett überraschte. Damals lernte ich das Geschick und die Raffinesse einer Frau kennen, wie niemals zuvor oder nachher. Sie wusste, dass er kommt, aber erst gegen morgen, dann wäre ich schon über alle Berge gewesen, aber gegen 23.00 Uhr klingelte es Sturm, beide wussten wir, was das bedeutet.

Ich fuhr in meine Hose und die Socken hinein, ergriff meine Knobelbecher, sie zog sich einen Morgenmantel an und schupfte mich durch die Küche in eine ehemalige Speisekammer, die nach der Hofseite keine Wand mehr hatte, da war alles durch Bomben zer-

stört. Es war jämmerlich kalt und draussen herrschten schon Minusgrade. In der Eile konnte ich die Uniformjacke und die Mütze nicht mitnehmen, sie blieb im Wohnzimmer am Kleiderständer hängen. Die Begrüssung beider fand schon im Hausflur statt, sie führte ihn in die Küche und fing gleich an, Essen für ihn herzurichten. Ich hörte alles, was sie redeten, er sass auf einem Stuhl am Tisch, mit dem Rücken zu mir. Mir brannte der Hut, ich musste irgendwie signalisieren, dass meine Uniform noch im Wohnzimmer war. Ich froh ganz erbärmlich, denn die Knobelbecher durfte ich nicht anziehen, sie waren bei jedem Tritt zu laut.

Endlich, beim Essen, konnte ich ihr durch mehrmaliges Öffnen und Zumachen der Tür zu verstehen geben, dass ich etwas wollte. Sie hat sofort begriffen und sagte wie selbstverständlich, seit die hintere Wand fehlt, schliesst die Speisekammertür nicht mehr richtig und kam, die Tür zu schliessen.

Ich raunte ihr nur zu «Uniform», sie wusste sofort Bescheid, ging und trug die Uniform ins Bad. Nach dem Essen sagte sie zu ihrem Mann:

«Ich muss ins Wohnzimmer, ziehe dich aus, ich richte dir inzwischen im Badezimmer ein Bad her». Während er sich auszog, brachte sie mir die Sachen aus dem Badezimmer. Als er im Bad war, liess sie mich hinaus. Es war das letzte Mal, dass wir uns trafen, denn im Dezember wurde das Freikorp «Danmark» an die Front vor Leninograd verlegt. All das ging mir durch den Kopf, beim Anblick des Namensschildes.

Zwei Klingeln waren angebracht, eine mit Aufdruck Kanzlei, eine mit Aufdruck privat. Feige wollte ich nicht sein, also legte ich mir zurecht, sollte ein Herr öffnen, würde ich mich entschuldigen, mich in der Adresse geirrt zu haben und sollte sie öffnen, würde sich alles von alleine ergeben.

Also mit Herzklopfen drückte ich auf «privat». Beim Öffnen der Tür erkannten wir uns sofort, eine schöne und gepflegte Frau stand vor mir, ich kam mir ein wenig albern vor. Sie bat mich herein in die Küche, die ich kannte, unsere Begrüssung war ohne Kuss oder Umarmung. Ich traute mich nicht. Die Unterredung nach einer kurzen Erzählung meiner Geschichte endet mit beider Einverständnis dahin, das Gewesene in guter Erinnerung zu behalten und lieb daran zu denken.

Mit grosser Erleichterung trennten wir uns mit einem Abschiedskuss. Beschwingt ging ich wieder zu Walter, blieb noch bis zum nächsten Tag, beim Abschied versprach ich, sobald ich irgendeine feste Bleibe habe, zu schreiben. Dieses Versprechen konnte ich erst nach 1947 einlösen, denn bis dahin wusste ich nie, was mit mir geschieht und wo ich sesshaft werde. Meine Geldmittel waren inzwischen auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Walter wollte mir von seinem wenigen geben, ich lehnte ab mit der Begründung, mir aus Dachau von meinem Sparbuch Geld zu holen. Ich ahnte nicht, mit welchen Komplikationen und Schwierigkeiten ich da konfrontiert werden sollte. Eine Bahnkarte bekam nur, wer einen Registrierschein vorweisen konnte und den hatte ich sowieso nicht, aber auch kein Geld dazu. So musste ich also schauen, dass ich wieder Schwarzfahrer werde.

Die Zugverbindungen nach Dachau funktionierten wieder einwandfrei, jetzt kam es darauf an, irgendwie ungesehen in einen Zug zu gelangen. Und ich konnte es selber kaum glauben, in dem Menschengedrange und Gewühl war ich auf einmal im Zug drinnen. Freilich wurde beim Einsteigen nicht kontrolliert, aber im Zug. Aber nun war die Frage die, wie entgehen ich der Kontrolle? Von München nach Dachau hielt der Zug an zwei Stationen, ich teilte mir das so ein, dass ich beim ersten Halt ausstieg und die Kontrolle im Zugsabteil nicht beendet war und ging zum vorderen Waggon

und stieg dort wieder ein. So entging ich der Kontrolle. Da ich den Dachauer Bahnhof kannte, rechnete ich mir aus, wie ich aussteigen müsste, um nicht in Kontrollen zu geraten, die auf allen Bahnhöfen stattfanden. Also dachte ich mir, ich steige nicht auf dem Perron (Bahnsteig) aus, sondern gegenüber und gehe durch eine Gleisunterführung zur Strasse.

Leider misslang mein Plan, denn kaum war ich aus dem Zug heraus, stand schon ein amerikanischer Soldat bei mir. Ich hatte ihn in der Eile überhaupt nicht wahrgenommen. Mein erster Gedanke war der, so, nun feierst du mit Dachau Wiedersehen, im ehemaligen Konzentrationslager, in welchem nun alle Gefangenen SS Männer eingeliefert wurden. Mein Ami sagte nur «Stopp» und «Go on» und wies mir den Weg durch die Unterführung zum Bahnhofsgebäude, das ich ja sehr gut kannte. Mittlerweile hatte sich der Zug geleert, ich musste mit meinem Posten warten, bis alle nach München Reisenden kontrolliert waren und der Zug abfuhr, dann erst kam – ich nehme an, ein Feldweibel – und fragte um Dokumente. Ich verstand wohl, was er sagte, denn Heinz hat mir etliche englische Begriffe beigebracht, aber ich antwortete in sächsischer, gebrochen rumänischer und deutscher Sprache.

So konnte er aus mir nicht klug werden und nahm mich mit zum Bahnhofsvorstand. Dort befand sich ein amerikanischer Offizier und ich verstand so viel, dass der Feldweibel Sergeant sagte: «Herr Leutnant, was machen wir mit dem Mann?» Der sagte: «Wir holen einen Dolmetscher aus dem Lager.» Es war mir klar, sollte ein Dolmetscher aus dem Lager kommen, würde auf Dauer auch mein Sächsisch nicht mehr helfen.

Ich zermartete mir das Hirn, um einen Ausweg zu finden, es fiel mir überhaupt nichts ein vor lauter Angst, jetzt endgültig gefangen zu sein. In meiner Verzweiflung ging ich laufend auf dem vorderen

Bahnsteig hin und her, von einem Ende zum andern, es dürften so 40 Meter gewesen sein. Mein Posten ging immer fleissig mit mir mit, von einem Ende zum anderen.

Letztendlich dürfte es ihm einmal zuviel gewesen sein, er blieb ungefähr in der Mitte stehen und beobachtete mein Hin- und Herrennen weiter. Und wie es im Leben manchmal ist, man tut etwas, ohne zu wissen, warum und wozu. Am Ende des Bahnhofsgebäudes war ein verlängerter Bretterzaun mit einem Tor. Bei meinem Marsch vom anderen Ende des Bahnsteiges, sah ich, dass das Tor von zwei Amis geöffnet wurde. Ich hörte Motorengeräusch und dachte, jetzt kommt der Dolmetscher und sah, wie ein amerikanischer Lastwagen rückwärts durch das Tor zu einem auf dem Gleise stehenden Waggon fuhr. Inzwischen war ich bei meinem Posten schon vorbei, er stand noch immer am gleichen Platz und ohne zu wissen, was ich tat, sprintete ich zum Tor hinaus auf die Strasse. Mir war die Lage draussen ja bekannt, auf der anderen Strassenseite des Bahnhofes war eine grosse Villa, umgeben von einem Park und einem hohen Zaun aus lauter spitzen Eisenpfählen. Ich kann es nicht mehr sagen, ich habe es auch damals nicht gewusst, wie ich über diesen zwei Meter hohen, gefährlichen Zaun darübergeworfen bin. Ich kann jeden Eid schwören, ich weiss es nicht.

Ich fand mich erst wieder, als ich den Ami schreien hörte: «Stopp, Stopp» und wie er nach seiner Pistole fummelte. Ich ging sofort in Deckung hinter einem dicken Baum und lief von Baum zu Baum, immer in Deckung, durch den ganzen Park zur hinteren Seite, das waren gut 200 Meter.

Hinter dem Park begannen Felder, ein grosses Haferfeld, das noch nicht abgeerntet war, half mir, mich zu verstecken. Ich dachte, nun wird bestimmt eine grosse Suchaktion gestartet werden, bald

werden alle Alarmsirenen losgehen und ich werde wohl eingekreist werden, bis sie mich haben. Querfeldein rannte ich immer weiter weg von Dachau, als aber alles ruhig blieb, beruhigte ich mich und fing wieder an, Hoffnung zu schöpfen, denn fürs erste war ich ihnen ja entwischt. Da ich von München zeitig in der Früh abgefahren bin, es dürfte nun so gegen 9.30 Uhr gewesen sein, entschloss ich mich, nach Dachau zurückzukehren.

Nach einer guten halben Stunde war ich in der Stadt. Ein aus der Soldatenzeit bekanntes Gasthaus lag genau gegenüber der Kreis-sparkasse, ein zweistöckiges, langes Gebäude, vor dessen Eingang ein amerikanischer Doppelposten Kontrollen machte. Um nicht aufzufallen, ging ich ins Gasthaus, setzte mich an einen Fensterplatz, um draussen die Vorgänge bei der Sparkasse beobachten zu können, fragte die Kellnerin, was eine Suppe und Brot kosten würde, sie sagte, 18 Pfennige. Das war für mich akzeptabel, ich hatte noch 21 Pfennige, so blieben mir noch 3 Pfennige übrig. Die Suppe und das Brot stillten meinen Hunger, aber jetzt musste ich wieder raus, ob ich wollte oder nicht.

Vor dem Toreingang beobachtete ich eine Zeitlang weiter und sah, dass viele amerikanische Soldaten ein- und ausgingen, aber auch viele Zivilisten, die sich alle ausweisen mussten. Was ich nicht wusste war, dass die Amis die zweite Etage für sich benutzten und nur der Schalterraum von Zivilisten benutzt werden durfte. Nach rechts fiel die Strasse leicht ab, war aber breit und gepflaster. Einige Amis fuhren mit Autos durch. Nach meinen Beobachtungen zu urteilen, war es kaum möglich, in die Kasse hineinzukommen. Um etwas zu tun, ging ich die Strasse 100 Meter aufwärts, überquerte diese und ging auf der Kassenseite abwärts. Es kamen mir viele Zivilisten entgegen, mache überholten mich, ich war noch etwa 30 Meter vom Eingang entfernt, da sah ich, dass von unten herauf vier

Menschen nebeneinander und zwei hinterherkamen. Mein sechster Sinn sagte mir sofort, die wollen dort hinein.

Meine Reaktion darauf erfolgte vollkommen automatisch. Ich traf von oben kommend genau mit den anderen sechs Menschen beim Eingang zusammen. Der amerikanische Posten merkte nicht, dass ich hinter seinem Rücken war, sondern blätterte in verschiedenen Papieren und ich ging, ohne stehen zu bleiben, die drei Stufen zum Eingang hinauf und hinein.

Das Herz schlug mir bis zum Halse und ich verdrückte mich in eine Ecke des Raumes, in der ich nicht sofort gesehen werden konnte. Ich stellte den Rucksack neben mir ab und wischte mir den Schweiß vom Gesicht. Innen war ich nun, aber kam ich auch wieder als freier Mann heraus?

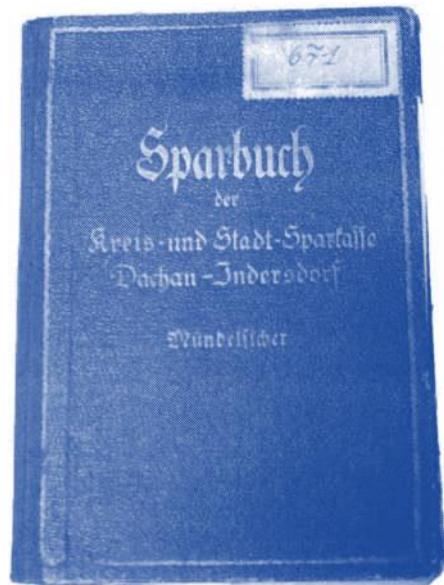
Wie immer in solchen Situationen, kamen und gingen mir tausende Gedanken und Pläne durch den Kopf, aber mittlerweile hatte ich auch gelernt, ohne Denken und ohne Absicht zu handeln, rein aus der gegebenen Lage heraus, ohne zu wissen, warum und bisher war es immer das Richtige. Ich zog meine Armbanduhr aus der Hosentasche, es war 11.30 Uhr.

Im Schalterraum waren vier Schalter, alle von Zivilisten besetzt, ich schaute überall hinein, um mir ein Bild zu machen, aber ich traute und traute mich nicht zu einem Schalter gehen. Die Zeit verging, drei Schalter schlossen, es gingen fast nur nur mehr Amerikaner ein und aus. Beim vierten Schalter sass ein junges Mädchen, ich war der letzte Zivilist im Raum. Ich nahm all meinen Mut zusammen, denn ich musste irgendetwas tun, ging zum Schalter und sagte: «Ich heisse Michael Barth und habe bei ihnen ein Sparbuch und um weiter reisen zu können, brauche ich Geld» Das Mädchen war recht freundlich und während sie das Sparbuch in verschiedenen Läden und Regalen suchte, sah ich mir den Raum hinter dem

Schalter an. Es war ein langer Raum mit allerlei Kästchen und Schubladen, am unteren Ende ein grosser Schreibtisch mit zwei Telefonen darauf. Hinter dem Schreibtisch sass ein Herr mit einer dicken, starken Hornbrille auf der Nase.

Mittlerweile kam das Mädchen mit dem Sparbuch und zitterte am ganzen Körper, ich konnte mir denken, warum. Eine ehemaliger SS-Mann traut sich in diese heiligen Hallen. Mit zitternder Stimme sagte sie: «Sie sind ja SS-Mann, ich kann Ihnen kein Geld geben, denn Ihr Konto ist gesperrt.» Ich bat sie: «Fräulein, ich bitte um Ihr Vertrauen und behandeln Sie meinen Fall auch vertraulich. Ich habe mich nach dem Zusammenbruch aus Berlin durch die ganze russische und amerikanische Zone bis zu Ihnen mit Entbehrungen, Gefahren und grossen Strapazen durchgeschlagen. Ich brauche aber Geld, um meine Eltern und Geschwister in Österreich zu finden.» Die kurzen Schilderungen machten Eindruck auf sie und sie sagte: «Warten sie einen Augenblick.»

Sie ging mit dem Sparbuch die paar Meter zum Herrn am Schreibtisch. Sie flüsterten nur, ich konnte nicht verstehen, was sie sprachen. Ich beobachtete den Bankangestellten, sollte er zu einem der Telefone greifen, dann nichts wie weg, wohin war vollkommen unklar. Ich sah, wie der Herr seine dicke Brille zweimal abnahm, zu mir her-



schaute und sie wieder aufsetzte und dann das Gesicht des Mädchens, es lachte und strahlte wie die Sonne.

«Herr Barth, Sie dürfen monatlich zweihundert Mark abholen.»

Ich kann es nicht beschreiben, die Gefühle, die einem in so einer Situation durchströmen, es kommt einem wie im Traum vor. Aber meine Sonne, so nannte ich sie in Gedanken, hatte noch einen guten Vorschlag bereit, damit das Sparbuch kein Unheil mehr stiften konnte. Sie schnitt von allen Blättern, auf denen mein Dienstgrad und die Feldpostnummer gedruckt war, diesen einfach ab, schrieb Michael Barth, geboren in Wallendorf/Siebenbürgen auf ein Band und klebte es in das Sparbuch. Dieses Beweismittel habe ich aufgehoben und hüte es wie meinen Augapfel.

200 Mark zahlte sie mir aus, ich bat um kleine Scheine, denn wer konnte zu der Zeit 100 Mark wechseln? Ich dankte und hatte für den Herrn am Schreibtisch auch eine dankende Handbewegung, die erwidert wurde.

Inzwischen war es bereits nach 12.00 Uhr mittags geworden, vor dem Eingang stand kein Posten mehr. Die Tür war zu, aber von innen zu öffnen, so konnte ich ungehindert hinaus. Mein erster Gang führte mich in mein Gasthaus, die Kellnerin erkannte mich sofort wieder und fragte freundlich, ob es diesmal auch nur eine Suppe und Brot sein solle. Ich bestellte ein Kartoffelgröstel mit Blutwurst, denn da brauchte man keine Lebensmittelmarken dazu. Es war ein köstliches Gericht und weil ich wahrscheinlich recht verhungert ausgeschaut habe, bekam ich eine grosse Portion davon. Es war schön, satt zu sein.

Von Dachau ging ich zu Fuss bis nach München, spät abends war ich wieder auf dem Bahnhof. Jetzt stand ich wieder vor einer Entscheidung. Entweder Richtung Rosenheim-Salzburg oder Lands-

hut-Passau, ich entschloss mich zu Passau, da ich wusste, dass auf der Hauptverbindung München-Salzburg die Kontrollen schärfer und intensiver waren, als auf Nebenstrecken.

In der Nacht schwindelte ich mich in einen Zug nach Landshut, der Kontrolle entkam ich zum Glück nach der bekannten Methode, aussteigen und mit anderen wieder einsteigen. Das ging insofern leicht, weil überall zahllose Menschen ein- und ausstiegen, die Züge verkehrten damals wie es gerade möglich war, ob eine Lok da war oder keine. Kein Mensch wusste, wann ein Zug abfuhr, noch weniger wusste man, wann er ankommen würde.

Gegen Mitternacht war ich in Landshut und suchte eine Gelegenheit, im Bahnhofsgebäude irgendwo eine Möglichkeit zu finden, wo ich nicht entdeckt werden konnte. Auf einem Abstellgleis standen zerbombte Waggons und anderes Gerümpel, darin versteckte ich mich.

Ich wusste aber nicht, dass im Gelände Wachleute unterwegs waren, weil viel gestohlen wurde.

Daher dauerte es auch nicht lange, dass ich von einem Zwei-Mannposten entdeckt wurde. Ohne viel Federlesens und ohne mich zu verhören, führten sie mich auf die Bahnhofspolizei. Das war eine aus Brettern zusammengezimmerte Polizeistation. Dem Polizisten im Portierhäuschen wurde ich übergeben und da es schon nach Mitternacht war, dürfte kein Polizist mehr im Dienst gewesen sein, denn der gute Mann führte mich in einen an die Portiersloge anschließenden Raum, der gut beleuchtet war und so konnte ich sehen, dass auf dem Boden eine Strohunterlage war, auf der mehrere Männer lagen. Er wies mir einen Platz zu und sagte, ich solle mich morgen bei ihm melden.

Nun mit dem Melden hatte ich keine besondere Freude, denn ich konnte mir ausrechnen, was das bedeutet und was auf mich zukommt. So beschloss ich, irgendwie aus der Baracke herauszukom-

men, nur wusste ich noch nicht wie. Trotzdem das Licht brannte, stellte ich fest, dass alle schliefen, mir kam kein Schlaf, denn ich grübelte ohne Unterlass über einen Ausweg. Dann kam mir der Gedanke, vielleicht kann ich feststellen, ob der Polizist wach ist oder schläft, wenn er schlafen sollte, könnte es gelingen.

Ich kroch auf dem Bauch ganz vorsichtig und geräuschlos bis zur Portierloge und merkte, dass er wahrhaftig eingenickt war. Die Tür war nicht versperrt und so gelangte ich auf dem Bauch robbend an ihm vorbei auf die Strasse. Nun hiess es aber nichts wie weg, denn der Morgen fing zu grauen an und es waren teilweise auch schon Menschen unterwegs.

Ich fand einen Wegweiser nach Plattling, dem ging ich nach, bis ich aus der Stadt war. An einer Strassenkreuzung standen 15 Personen, ich gesellte mich dazu und erfuhr, dass man per Autostopp mitfahren könne, wenn ein Laster leer vorbeifuhr. Tatsächlich, nach ungefähr einer Stunde kam ein Lastwagen und um eine Mark durfte man mitfahren. Ich stieg auf und setzte mich hinter das Führerhaus an die rechte Bordwand, denn ich dachte mir, bei einer Kontrolle, sobald ein Ami hinten aufsteigt, steige ich vorne hinunter. Meine Rechnung ging nicht auf, denn kaum in Plattling angekommen, war diese Kontrolle schon da. Wahrscheinlich hatten die Soldaten Erfahrungen gesammelt, denn es stieg nicht nur hinten ein Ami auf, sondern auch dort, wo ich gedachte, zu Entkommen.

Der erste ohne Papiere war also ich, ich musste absteigen und mich zu zwei anderen Männern gesellen, die bereits bewacht wurden. Nach genauer Kontrolle konnte der Lastwagen weiterfahren, jedoch waren wir nun acht Mann beieinander. Nun mussten wir noch lange warten, denn es wurde fleissig telefoniert und erst gegen Abend kam ein amerikanischer Mannschaftswagen, den mussten wir besteigen. Wir sassen links und rechts auf den Sitzbänken, auf

jeder Seite vier Mann plus ein Posten. Wir hatten keine Ahnung, wohin es ging, denn keiner konnte Englisch, aber bevor es dunkel wurde, konnte ich Deggendorf lesen.

Deggendorf? Noch nie gehört. Nun ging es durch die zum Teil schon beleuchtete Stadt, vom Krieg wenig zerstört – wie ich nachher feststellte, zur amerikanischen Militärregierung in einem schloss-ähnlichen Haus. Der riesige Innenhof war voll mit amerikanischen Autos.

Wir acht Mann wurden in einen Raum gebracht, ein Soldat bewachte uns und einzeln wurden wir einem Offizier vorgeführt. Als fünfter Mann war ich dran. Der Offizier sass hinter einem Schreibtisch, neben ihm war wohl noch ein Feldweibel dabei, er redetet mich in deutscher Sprache an wer ich sei. Ich sagte ihm meinen richtigen Namen. Von wo ich herkomme? Aus Berlin, sagte ich. Wieso ich keinerlei Ausweise bei mir habe? Durch die Bombardierungen der amerikanischen Luftwaffe waren alle meine Ausweise und Papiere mit sämtlichen Habseligkeiten verbrannt, war meine Antwort.

Anscheinend war er mit diesen Aussagen nicht ganz zufrieden, denn ich musste mich ausziehen und stand nun mit freigemachtem Oberkörper vor ihm. Er suchte das Brandmal der Waffen-SS, die Blutgruppe. Nun meine war ja weg, aber eine kleine Narbe war zurückgeblieben. Also kam der Soldat auf mich zu und sagte: «Hands up.» Ich hob meine Arme ein wenig mehr als in die Waagrechte und drehte die Handflächen und Arme nach hinten, dann ging er rechts an mir vorbei, nach hinten und ich drehte meine Handflächen und Arme nach innen. So konnte er keinerlei Blutgruppen an mir finden und sagte: «OK.»

Mir fiel ein Stein vom Herzen, vorläufig wieder einmal gut gegangen. Doch musste ich mich jetzt ganz entkleiden, Schuhe ausziehen, Hosen ausziehen, ich blieb nur in einer langen Unterhose, aus den Schuhen musste ich die Schnürsenkel ausziehen und alle Sa-

chen abgeben, mein Rucksack wurde genauestens untersucht und alle meine Sachen kamen in einen Beutel und wurden mit einem Nummernzettel versehen und von dem Soldaten weggeschafft. Nun war mir klar: «Jetzt bist du gefangen».

Die folgenden Stunden plagte mich nur ein Gedanke, dass jetzt der ganze Schwindel auffliegen würde, und wo ich mich dann wieder fand, war mir klar. Im Gefangenlager der SS in Dachau und dort, hörte man, ginge es den inhaftierten SS-Männern sehr schlecht, denn auch dem kleinsten Dienstgrad wurde der Prozess gemacht. Unter Berücksichtigung dieser seelischen Last sind mir die darauffolgenden Stunden nur wie in Schemen in Erinnerung, klare Wahrnehmungen hatte ich erst wieder am späten Abend, so gegen 21.00 Uhr. Da wurde ich nämlich von einem Soldaten und einem Gefängniswärter in den ersten Stock eines Gebäudes gebracht.

Hier wurde ich in ein grösseres Zimmer, welches mit einem Dutzend Männer belegt war, verfrachtet, mit der Bemerkung:

«Hier werden Sie übernachten» – und zu war die Türe. Ich hörte noch, wie Schloss und Riegel vorgelegt wurden. Was sich jetzt ereignete, werde ich nie mehr im Leben vergessen. Gleich mehrere Männer kamen auf mich zu. Wilde Kerle, ungepflegt und in unbeschreiblicher Häftlings- und Zivilbekleidung, ich nur mit der Unterhose bekleidet. Die erste Frage lautete:

«Was hast du ausgefressen?» Ein anderer sagte: «Du hast bestimmt jemanden umgebracht, sonst wärst du nicht hier». Einer fragte mich, ob ich bei einem Bauern eingebrochen sei, um ein Schwein zu stehlen. So prasselten die Fragen auf mich herab, sodass ich gar nicht imstande war, klar zu denken. Eines begriff ich, ich war unter lauter Verbrechern gelandet. Also hier sollte ich übernachten.

Statt Betten gab es Holzpritschen, die unbelegt gehörte mir. Die Unterlage dürfte einmal ein Strohsack gewesen sein und darauf eine Decke und ein Kopfpolster, mit Stroh gefüllt, schmutzig und grauslich anzusehen. «Fort, nur fort», waren meine Gedanken, irgendwo unter einem Baum oder in einem Schuppen übernachten, wie schon so oft in meiner Wanderung. Was würde sich in den nächsten Stunden und Tagen ergeben, komme ich vor ein Kriegsgericht, wenn herausgefunden wird, dass ich Angehöriger der Waffen-SS war? Bleib ich eingesperrt, für wer weiss wie lange? Noch tausend weitere Erwägungen gingen durch meinen Kopf.

In der Nacht, es dürfte eine Stunde seit meiner Einlieferung vergangen sein, wurde die Tür geöffnet, der Ami und der Wärter kamen herein. Im Raum ging ein Geschimpfe und Fluchen los über die Störung, mit einem donnernden «Ruhe» des Wärters wurde es still im Raum, der Ami packte mich am Arm und sagte: «Go on». Wir gingen über Treppen rauf und runter, über Gänge, die ich nicht mehr nachvollziehen kann, dann landeten wir im Erdgeschoss. Der Soldat hatte mir meine Kleider und den Rucksack gebracht, sogar die Schnürsenkel waren dabei und es fehlte nichts von meinen Habseligkeiten, auch die Decke hatte ich zurückbekommen. Jetzt kam ich in eine Zelle, die von drei Mann belegt war, ich war also der vierte, da gab es aber keine Pritschen oder Betten, wir mussten auf dem Boden liegen. Ich konnte mir nicht klar werden, ob das nun eine Bestrafung oder Besserstellung sein sollte.

Jedenfalls war es meine erste Nacht im Gefängnis. Ohne viel Gerede suchte ich mir ein freies Winklerl, legte mich auf meine Decke, und da ich nun wieder angezogen war, nahm ich den Rucksack als Kopfpolster. Seit Dachau hatte ich ja beinahe keinen Schlaf gehabt, so schlief ich sofort ein und wachte erst auf, als ich Geschrei und Gepolter vor der Tür hörte. Einer meiner drei Zellengenossen trom-

melte mit beiden Fäusten gegen die Tür und schrieh immer wieder «Rauslassen, rauslassen», jedoch ohne Erfolg. Alle waren älter als ich, zwischen 40 und 50 Jahre, von einem weiss ich noch, er war Lehrer, und es ist ihm genauso wie mir ergangen. Er wurde von den Amis auch von einem Lastwagen herausgefischt und hergebracht. Allerdings schon vor drei Tagen. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wann ich das erste Mal zu essen erhielt, jedenfalls hatte ich schon grossen Hunger.

Am späten Nachmittag wurden zwei Mann abgeholt, der Lehrer und ich blieben zurück, wir nahmen an, dass sie entlassen wurden. Ich führte das darauf zurück, dass diese beiden fortwährend an die Tür getrommelt hatten.

Dadurch hatte ich Mut erhalten und trommelte nun meinerseits kräftig auf die Türe hin und mit lautem Rufen: «Ich will hier raus – ich habe niemanden umgebracht, ich habe nichts gestohlen, ich habe nichts Schlechtes gemacht, ich will nur nach Hause». Diese Zeremonie wiederholte ich immer wieder, sobald ich Schritte und Stimmen auf dem Gang hörte und ebenso oft das Gebrüll «Ruhe, verdammt noch mal». Manchmal schimpfte der Soldat «Gott verdamme mich», das andere mir unverständlich.

War es nun auf meine Trommlerei und Geschrei zurückzuführen oder nicht, am nächsten Morgen wurden wir beide abgeholt. Wir mussten von einem Lastwagen Pakete und Säcke in die Küche tragen, es dauerte etliche Zeit, bis wir fertig waren. Anscheinend dürfte unsere Arbeit zufriedenstellend gewesen sein, denn nun bekamen wir ein wirklich gutes Essen, eine dicke Erbsensuppe und eine heisse Wurst mit Brot.

In der Zwischenzeit war es bereits Mittag geworden, da hatten wir beide schon einen neuen Auftrag. In Thermobehältern mussten wir das Mittagessen für die Amis und Gefangenen in verschiedene Gebäudeteile austragen, aber immer nur mit unserem Wärtner und

einem amerikanischen Soldaten. Der Wärter sprach auch Englisch, und so wusste der Ami natürlich, was wir redeten. Unter anderem erzählte ich dem Wärter Teile meiner Lebenswanderung und dass ich unbedingt nach Österreich zu meinen Eltern müsse, da sie nicht wissen, was aus mir geworden ist.

In den folgenden zwei Tagen durften wir wieder das Essen austragen, dafür gab es eine kräftige Mahlzeit. Am sechsten Tag meiner Gefangenschaft kam der Wärter mit unserem Ami und holten mich ab, der Lehrer blieb alleine in der Zelle zurück. Mit zwiespältigen Gefühlen folgte ich beiden, es ging über einen grossen Hof in einen – wie es mir schien – vornehmeren Trakt.

Vor einer Tür stand ein Posten, dem wurde ich übergeben, meine zwei Begleiter gingen weiter und mein neuer Aufpasser sagte «Go on». Ich trat in ein Büro. An einem Schreibtisch sass ein Offizier, ihm gegenüber ein Sergeant, mit dem Rücken zu mir stand der Dolmetscher und sagte ebenfalls «Guten Tag». Er sagte gleich:

«Sie sind Michael Barth,» was ja aus meinem Sparbuche hervorging. Nun entspann sich ein Frage-Antwortspiel. Ich erzählte nochmals meine Geschichte, der Offizier schaute nach jeder Übersetzung in seine Akten und so wusste ich, dass er meine erste Aussage mit der jetzigen verglich. Gott sei Dank ist mir kein Fehler unterlaufen und mein Verhör dürfte zur Zufriedenheit des Offiziers ausgefallen sein. Ich heilfroh, dass niemand danach fragte, wieso und warum mein Sparbuch gerade in Dachau ausgestellt wurde, ich jedoch aus Berlin kam. Ich wusste nicht, wie mir geschah, als mein Dolmetscher sagte:

«Sie können nach Passau fahren, Sie kriegen einen Fahrschein für die Bahn». Unglaublich! Wieder einmal Glück gehabt, ich konnte Deggendorf als freier Mann verlassen. Noch in der gleichen Stunde ging ich zum Bahnhof.

*Die neue Freiheit*  
*Bahnhof Passau, um den*  
*18. September 1965*

Bereits nachmittags geworden, erkundigte ich mich am Schalter nach einer Möglichkeit, mit dem Zug nach Österreich zu kommen. Die Chancen waren gleich Null. Erstens, musste man einen von den Amerikanern ausgestellten Registrierschein haben, um eine Fahrkarte kaufen zu können, zweitens wusste niemand, wann ein Zug geht und ob man überhaupt mit dem Zug nach Österreich fahren kann. So machte ich mich zu Fuss auf den Weg Richtung Inn und österreichische Grenze.

Ich kam an den Fluss und hielt Ausschau nach einer Möglichkeit, den Inn zu überqueren, denn soviel wusste ich noch aus der Schule, dass der Inn die Grenze zwischen Österreich und Deutschland ist. Bis zum Dunkelwerden wanderte ich auf einem Uferweg immer flussaufwärts, dann fand ich eine Fischerhütte und schloss daraus, dass auch irgendwo der Fischer wohnen müsste. Den fand ich auch. In einem Garten, umgeben von Weiden, Pappeln und anderen Gehölzen, befand sich ein Haus und mit grossem Herzklopfen ging ich darauf zu, um mich bemerkbar zu machen.

Ich klopfte an, nach kurzer Zeit öffnete sich die Tür. Ein für mich damals alter Mann, so um die 55 Jahre, schaute mich fragend und abweisend an. Ich grüsste höflich und fragte ihn, ob er mir einen Rat geben könne, wie ich am besten über den Inn nach Österreich käme. Zum Beispiel, ob mich ein Fischer gegen Bezahlung hinüber rudern würde. Er schüttelte nur den Kopf und sagte: «Kein Innfischer würde das tun, auf beiden Seiten wird sofort scharf geschossen.»

Durch mein Ansinnen wurde seine Neugierde geweckt, auch merkte er an meiner Aussprache, dass ich von woanders herkom-

me, so fragte er und ich erzählte wahrheitsgemäss, dass ich aus Siebenbürgen stamme und meine Familie in Österreich suche.

Meine Frage, ob ich bei ihm irgendwo übernachten könnte, bejahte er nach kurzem Zögern und dass ich im Heustadl schlafen könne, aber nicht, ohne vorher zu fragen ob ich rauche, doch das konnte ich guten Gewissens verneinen. Ich war froh, im Trockenen zu sein und schlief auch bald ein, da ich doch sehr müde geworden war. Ich wurde erst wach, als die Stadttür geöffnet wurde und mein Hausherr erschien. Er lud mich zum Frühstück ein. Am Hofbrunnen konnte ich mich waschen und rasieren, anschliessend brachte er mir ein Stück Brot und ein grosses Häferl voll warmer Milch, stellte es auf den vor dem Haus stehenden Tisch und sagte: «Lass es dir schmecken», im bayerischen Dialekt.

Zum Abschied gab er mir den Rat, bis Ering zu gehen, denn bei allen anderen Übergängen seien die Brücken gesprengt. In Ering gäbe es einen Brückenübergang. Er habe gehört, dass man dort leichter hinüberkommen kann, weil nicht so viele Kontrollen wären wie in Passau. Nach meinem herzlichen Dank und guten Segenswünschen wanderte ich weiter Richtung Ering am Inn. Die folgende Nacht verbrachte ich im Freien, und da es trocken und nicht kalt war, war dies auch kein Problem. Tags darauf führte mich mein Weg an einem grossen Bauernhaus vorbei und da ich durstig war, beschloss ich, um Wasser zu bitten. Es war um die Mittagszeit, als ich anklopfte und wer öffnete? Vor mir stand Hanek Hanni, aus Wallendorf Nr. 13! Das beidseitige Erkennen, die Verblüffung und das Erstaunen darüber, dass wir uns praktisch am Ende der Welt trafen, war so gross, dass wir zuerst gar nichts sagen konnten. Aber dann gab es ein Händeschütteln und übermannt von Rührung flossen die Tränen – ich musste hineingehen.

In der Stube sassen zwölf Personen beim Mittagstisch. Hanek Hanni stellte mich der ganzen Gesellschaft als seinen Landsmann vor und ohne viel Worte wurde ich von der Hausfrau aufgefordert, Platz zu nehmen. Es gab einen kräftigen Schweinebraten mit Knödel und geriebenen Rettich in Essig und Öl.

Die Bauersleute waren beim Getreidedreschen und nach dem Essen machte ich mich erbötig, mitzuhelfen. Nach getaner Arbeit und dem Abendessen durfte ich in der Kammer Hannis im zweiten Bett schlafen. Bis lange in die Nacht hinein erzählten wir von unseren Schicksalswegen. Auch er hatte sich durch die Kriegswirren durchgeschlagen und hier eine vorläufige Bleibe gefunden. Auch er hatte keine Ahnung, wo sich seine Familie befand. Mit Wehmut verabschiedete ich mich am nächsten Tag von ihm und seinen Bauersleuten und wanderte weiter Richtung Ering. Am späten Nachmittag kam ich dort an und suchte sofort nach dem Brückenübergang. Dieser wurde schwer bewacht von amerikanischen Soldaten und bayerischen Uniformierten, all das beobachtete ich aus guter Deckung. Es wollten sehr viele Menschen hinüber und herüber, alle wurden genauestens untersucht, wer keine Papiere besass, wurde zurückgeschickt oder festgenommen.

Unter den Zurückgewiesenen war eine junge Frau, sie kam in die Richtung meiner Beobachtungsstelle und ich fragte sie, wie es bei den Kontrollen zugehe. Sie wollte nach Österreich, war aber aus der Gegend von München und wusste nun nicht, wo sie über Nacht bleiben sollte. Auch mir stellte sich diese Frage und so beschlossen wir, gemeinsam eine Bleibe zu suchen. Wir fanden sie am Rande der Stadt, nahe am Fluss in einer Heuhütte. Wir waren glücklich – hatten ein Dach über den Kopf und gefroren haben wir beide nicht. Am nächsten Morgen, es war sehr frisch, wünschten wir uns gu-

tes Gelingen unserer weiteren Vorhaben, sie wollte es noch einmal bei den Amis probieren, auf dieses Risiko wollte ich mich nicht einlassen. So trennten sich unsere Wege.

Ich beschloss, wieder nach Passau zu gehen, um dort mein Glück zu versuchen. Nach nochmaliger Übernachtung in den Innauen war ich wieder dort. Die Dämmerung hatte mich erreicht, auf der Innpromenade gab es Sitzbänke, so beschloss ich, auf einer Bank zu übernachten. Zum Glück waren die Tage warm und die Nächte noch nicht zu kalt und ich überstand eingepackt in Mantel und Decke die Nacht.

Schon im Morgengrauen machte ich mich auf die Suche nach einer Möglichkeit zum Hinüberkommen und ging Richtung Stadt. Mittlerweile schien die Sonne. Viele Menschen waren unterwegs, zu Fuss und mit Fahrrädern. Hie rund da ein ziviles Auto, aber viele Amiautos. Ich ging mit dem Menschenstrom mit und nach kurzer Zeit sah ich eine Brücke über den Inn. Bis auf zirka 50 Meter kam ich an die Brücke heran und beobachtete aus dieser Entfernung, wie und was sich dort abspielte.

Im Grunde war es genau wie an der Brücke von Ering, mit dem Unterschied, dass hier doppelt so viele Amerikaner und bayerische Uniformierte kontrollierten. Nach meiner Beobachtung war es für mich ausgeschlossen, hinüber zu kommen. Was ich nicht wusste und erst später gewahr wurde, war, dass die Auffahrt auf die Brücke auf beiden Seiten gesprengt und durch ein Holzprovisorium ersetzt worden war. Ich kam erst darauf, als ein schwerer amerikanischer Lastwagen mit Anhänger auf dieser Auffahrt hängen blieb, weil die Auffahrt zu steil war.

Instinktiv lief ich auf die Auffahrt zu. Alle, amerikanische Soldaten, Zöllner und viele Zivilisten schoben am Lastwagen an, um ihn auf die Brücke zu kriegen. Ich schob ebenfalls zwischen LKW und Anhänger und als der Laster oben war und weiterfuhr, ging ich mit

bis auf die andere Seite des Inn. Mein Herz pochte zum Zerspringen, als ich drüben war. Ich lehnte mich an einen Gartenzaun, um wieder ruhig zu werden. Eine ungeheure Erleichterung und ein Glücksgefühl sondergleichen erfasste mich und der Gedanke, den Amerikanern wieder einmal entkommen zu sein, beflügelte mich derart, dass ich bereit war, jede weitere Herausforderung anzunehmen. Was mir bei dem Verlassen der Brücke auffiel, war, es gab keine Amerikaner, somit keinerlei Kontrolle, also vermutete ich richtig, dass ich noch in Bayern war und die österreichische Grenze woanders sein musste. Ich las es dann auf dem Ortsschild, dass dieser Teil Passaus «Passau Innstadt» hiess.

Ich überquerte einen Schienenstrang, und ein Schild «Zoll – Duane» zeigte die Richtung zur Grenze an. Auf der Strasse war viel Betrieb, Fuhrwerke verkehrten darauf, hauptsächlich aber Menschen, die zu Fuss und mit Handkarren unterwegs waren. Entlang der Eisenbahn war ein Berghang, auf dem eine Häuserreihe stand, und nach einer Biegung sah ich in etwa 150 Metern Zollschraken, Amerikaner, Zöllner und ein Menschengewimmel.

Ich wusste sofort, dass dies nicht mein Weg sein konnte. Auf gut Glück stieg ich den Berg hinauf, umging die Häuser und kam auf einen schmalen Weg, der, wie ich merkte, zu einem Bauernhaus führte. Ich ging in grossem Abstand am Bauernhaus vorbei und fand auf dem gegenüberliegenden Berghang einen einzelnen Baum, von dem aus ich das Gebäude und die Beschaffenheit der Gegend überblicken konnte.

Es ging ziemlich steil bergab in ein Tal, in der Senke befand sich eine Art Graben oder Bächlein, bewachsen mit Erlen, dann ging es wieder leicht bergauf bis zu einer Kuppe. Die Entfernung bis zur Kuppe betrug zirka 700 Meter. Der Graben musste die Grenze sein,

denn ich war nicht allein auf diesem Berg. Von allen Seiten kamen Gruppen, Männer und Frauen, und gingen talwärts über das Bächlein. Auf der gegenüberliegenden Seite sah ich berittene Amerikaner, die bereits auf die Ankömmlinge warteten, sie einsammelten und zu den österreichischen Zollhäusern abführten. Dabei beobachtete ich, dass, sobald eine Gruppe abgeführt wurde, es anderen gelang, hinüberzulaufen. Das wollte ich mir auch zu Nutze machen, und als wieder eine Gruppe abgeführt wurde, startete ich, lief den Hang hinunter, übersprang das Bächlein und stand gleich darauf in einem nicht abgeemdeten grossen Kleefeld. Bis zur Kuppe hatte ich noch 250 Meter.

Auf einmal, wie aus dem Boden gestampft, stand oben ein Uniformierter mit Rot-Weiss-Roter Armbinde. Nichts Gutes ahnend, blieb ich stehen, der Mann rief mir zu – und jetzt passierte etwas, das ich mein Leben lang nicht mehr vergessen werde. In meinem Kopf war eine laute Stimme: «Geh nicht hin, das ist eine Falle!»

Ich wollte schon wieder zurücklaufen, als er aber noch eindringlicher rief und winkte, wurde ich wankend und sagte mir, das ist bestimmt ein guter Mann, denn jetzt, wo die Amerikaner weg sind, lässt er mich durch. Ich fing an zu laufen, was durch den hohen Klee beschwerlich war, um vor den Amis dort zu sein. Atemlos kam ich oben an, da sah ich, dass er auf einem Feldweg stand, und als ich so 3 Meter vor ihm war, schrie er mich an: «Wo wollen Sie hin?» Atemlos erkannte ich sofort den Fehler, nicht auf meinen sechsten Sinn gehört zu haben und sagte keuchend: «Nach Österreich, meine Eltern suchen».

Er im Befehlstone: «Zeigen Sie mir Ihre Papiere». Ich sagte, ich hätte keine Papiere, denn hätte ich welche, wäre ich bei der Grenzkontrolle durchgegangen. Was mir während dieser Auseinandersetzung auffiel, der Mann, so um die 50 Jahre herum, hielt die rechte

Hand immer unter der «Pelerine», die er umhatte. Ich war so wütend auf mich, dass ich mich mit ihm anlegte, als er sagte: «Folgen Sie mir und ich mache Sie darauf aufmerksam, sollten Sie einen Fluchtversuch machen, schiesse ich Sie sofort nieder».

Ich verlor alle Fassung, brüllte nun meinerseits: «Ich habe dem Tod fünf Jahre lang täglich in die Augen gesehen und wenn Sie glauben, Sie können mir Angst einjagen, dann irren Sie gewaltig».

Er wiederum brüllte: «Los, Marsch, und Sie kommen mit». Ich hatte in meiner Situation gar nicht bemerkt, dass ungefähr 10 Meter von meinem Standort im Klee noch vier weitere Mann lagen, die er bereits gefangen hatte und «Sie kommen mit», nicht mir gegolten hatte. Jetzt kam mir ein verwegener Gedanke. Ich musste wissen, ob er eine Waffe hatte oder nicht, wenn nicht, dann «reib» ich ihm eine und bin dahin.

Zu diesem Experiment sprang ich vom Weg, drei Schritte ins Kleefeld hinein, stand aber sofort wieder, denn ich hörte den Sicherheitsflügel der Pistole knacken. «Einen Versuch noch und es kracht», war seine Warnung.

Nun wusste ich, dass kein Entkommen war und notgedrungen musste ich mich fügen. In meiner Wut und Verzweiflung, sozusagen vor der «Haustür» erschossen zu werden, zermarterte ich mein Hirn auf der Suche nach einem Ausweg und merkte gar nicht, dass ich auf dem abschüssigen Feldweg ein ziemlich schnelles Marschtempo eingeschlagen hatte.

Nach 150 Metern führte der Weg in einer engen, geschlungenen Kurve bis zum Bächlein heran an die deutsche Grenze. In dieser Kurve kam mein Bewacher so nahe hinter mir her, dass er mir etliche Male auf die Fersen stieg und mir beständig die entsicherte Pistole in die linke Seite drückte.

Ich legte es dahingehend aus, dass er wohl in der Annahme war, sollte ich einen Fluchtversuch machen, dann eben nur an dieser Stelle, denn mit einem Sprung wäre ich wieder auf deutschem Gebiet gewesen. Allerdings wusste ich das damals nicht, auch hätte ich kaum fliehen können, denn er brauchte ja bloss abzudrücken.

Nach 10 Minuten kam ich schweissgebadet an der Zollgrenze an. Es war eine Strasse entlang der Eisenbahnstrecke Deutschland-Österreich, ein Menschengewimmel, das in verschiedene Richtungen wollte. Alle Nationen waren wohl vertreten, viele Uniformierte, aber hauptsächlich Amerikaner und wahrscheinlich österreichische und bayerische Zöllner.

Mein Bewacher übergab mich einem amerikanischen Uniformierten, der sagte: «Bleiben Sie hier und warten Sie, bis die anderen da sind». Hier meinte der Ami die vier Mann, die uns nachgekommen waren. Ich traute meinen Augen nicht, als ich zurücksah, die vier Mann kamen den Feldweg herab und waren bestimmt noch 60 bis 70 Meter von der Grenze entfernt. Als ich das merkte, dachte ich mir, Mensch, warum sind die denn nicht weggelaufen. Mein Bewacher hatte ja nur auf mich Obacht gegeben.

Die vier Mann kamen gemächlich heran, und ich registrierte später, dass diese vier Mann meine Rettung sein sollten. Alles, was ich jetzt tat, war rein automatisch und unüberlegt. Genau auf den Eisenbahngleisen stand ein Pferdewagen mit zwei Schimmeln und herum scharten sich mehrere Zivilisten, Männer und Frauen, die wohl nach Österreich wollten. Ich löste mich von meinem Aufseher, der gerade die anderen Personen kontrollierte, ging die drei, vier Schritte zu einem Schimmel und tätschelte ihm den Hals und die Mähne.

Ging ganz langsam an den Menschen rund um den Wagen vorbei und tat, als ob ich zu dem Wagen gehöre und ehe ich mich versah,

war ich bereits bei den Bayern, die wohl glaubten, ihre österreichischen Kameraden hätten mich bereits kontrolliert.

Mit anderen ging ich wieder zurück Richtung Passau, entfernte mich aber von der Gruppe und ging alleine weiter entlang der Bahn. Als ich ausser Sichtweite der Zollkontrolle war, legte ich mich auf den Boden, um nicht gesehen zu werden und fühlte dann erst mein Herz bis zum Halse klopfen, denn ich musste doch annehmen, dass ich gesucht werde. Nach etlichen 100 Metern war ich wieder an jener Stelle, an der ich zuerst den Berg hinter den Häusern aufgestiegen war. Ich wählte die gleiche Route, Bauernhaus, Bächlein, Kleefeld.

Genau zwei Stunden nach meiner Festnahme gelangte ich ohne jeden Zwischenfall an der gleichen Stelle über den Feldweg, ein weiteres Wiesengrundstück, und dann in den Wald. Ich war in Österreich und sicher. Ich ging immer am Waldrand entlang, um gleich verschwinden zu können. Über die Felder ging ich in Richtung eines Dorfes oder einer Stadt, es war nicht auszumachen, lagen die Häuser doch in einer Senke.

Kurz vor dem Dunkelwerden traf ich auf das erste Bauernhaus. Nach längerem Zögern klopfte ich und bat um die Möglichkeit, in der Scheune schlafen zu dürfen. Ein alter Mann öffnete und erlaubte es mir. Da ich hundsmüde war, legte ich mich gleich nieder und schlief sorglos bis spät in den nächsten Vormittag.

Ich wurde wach, als die Tür zur Scheune knarrte. Mein Gastgeber fragte, ob ich gut geschlafen habe, er hätte schon zweimal Nachschau gehalten und wollte mich nicht wecken. Nachdem ich mich am Brunnen gewaschen hatte, brachte mir die Frau des Hauses ein grosses Glas Milch, Brot und Honig – für mich ein Mahl sondergleichen. Auf die vielen Fragen, woher und wohin, erzählte ich nur,

dass ich auf der Suche nach meiner Familie sei, die irgendwo in Österreich gestrandet wäre. Zum Abschied erhielt ich noch eine Schnitte zusammengelegtes Butterbrot, ich war für die nächste Zeit versorgt.

Ich liess mir den Weg nach Schärding beschreiben, am kürzesten sei er entlang der Bahnlinie, worauf ich mich mit grossem Dank für die selbstlose Hilfe und Gastfreundschaft verabschiedete. Gegen Mittag kam ich in Schärding an und ging sofort zum Bahnhof, um festzustellen, wohin und wie es weitergehen sollte. Im Bahnhofsgelände warteten wie immer Hunderte von Menschen aller Nationen. Niemand konnte sagen, wann und ob ein Zug fahren würde, und so hiess es immer wieder fragen, fragen und fragen.

Durch die Fragerei brachte ich in Erfahrung, dass in Ried ein grosses Flüchtlingslager sei, in welchem sich auch Siebenbürger befanden. Auf der Bahnkarte stellte ich fest, dass ich zuerst nach Neumarkt-Kallham fahren und nach Ried umsteigen muss. Angeblich war die direkte Verbindung nach Schärding-Ried nicht befahrbar. Auf gut Glück fragte ich am Fahrkartenschalter um eine Fahrkarte nach Ried über Neumarkt-Kallham und, ich glaubte es kaum, ich erhielt einen Schein, ohne dass ich mich legitimieren musste.

Meine Freude war riesengross, und so machte mir die Warterei auf den Zug nichts aus. Irgendwann nachmittags ging es los, alle Waggons waren bis zum letzten Stehplatz überfüllt, auch die Trittbretter waren voll besetzt, ich erwischte einen Stehplatz auf der Plattform. Gemächlich ging es dahin, bei jeder Haltestelle stiegen Leute aus und ein, ich weiss nicht mehr, wie spät es bei der Ankunft in Neumarkt war, aber, oh Wunder, ein Zug stand bereit nach Ried.

Abends kamen wir dort an. Ich fragte mich bis zum Lager durch, und nach unkomplizierter Anmeldung wurde mir eine Schlafstelle

in einer Baracke zugewiesen. Ich kam mit einem Volksdeutschen aus Jugoslawien, einem jungen Mann meines Alters ins Gespräch, er erzählte mir, dass er genau wie ich auf der Suche nach seiner Familie sei und schon in Erfahrung gebracht hätte, dass der evangelische Bischof May in Bad Ischl im Pfarrhaus wohne. Er wollte dort hin, denn den Nachrichten und Parolen nach, war der Bischof über den Aufenthaltsort der evangelischen Pfarrer informiert.

Am nächsten Tag erkundigte ich mich in der Lagerleitung, ob in der Gegend Wallendorfer untergebracht seien, darüber konnte mir niemand Auskunft geben, aber bestätigt wurde mir, dass Bischof May über den Verbleib des evangelischen Pfarrers von Wallendorf Bescheid wüsste und somit auch, wo Wallendorfer untergebracht wären.

In der Lagerleitung bat ich um eine Bescheinigung, dass ich im Lager Ried gemeldet sei, um einen in Österreich gültigen Ausweis zu erhalten, mit welchem ich erstmals beweisen kann, dass ich Michael Barth bin. Diesen Ausweis erhielt ich erst, als ich mein Sparbuch von Dachau vorwies, denn die amerikanische Fahrkarte von Deggendorf nach Passau habe ich aus Angst vor Entdeckung vernichtet.

## *In Oberösterreich*

In der Lagerkantine gab es um eine Mark ein billiges Frühstück, anschliessend ging ich mit meinem neuen Leidensgefährten zum Bahnhof. Und Glück muss der Mensch haben, nach einer halben Stunde Wartezeit ging ein Zug nach Attnang-Puchheim, hier mussten wir umsteigen Richtung Bad Ischl. Das gleiche Gedränge und alles voller Menschen. Die meisten Wagen hatten nur ein Fenster, die anderen waren mit Sperrholz zugenagelt, ein Chaos.

Trotzdem ging alles gut, wir kamen abends in Bad Ischl an. Wir fanden das evangelische Pfarramt und auch den Bischof. Da das Pfarramt voll belegt war, erhielten wir in einem Nebenraum eine Schlafstelle auf dem Fussboden. Ich erfuhr, dass der Wallendorfer Pfarrer Adolf Wagner in Laakirchen untergebracht sei und erhielt seine Adresse. Nun, da ich keine Ahnung hatte, wo Laakirchen war, wurde mir erklärt, dass ich bis Gmunden zurückfahren und von dort etwa 10 Kilometer zu Fuss Richtung Lambach gehen müsse. Von Gmunden hatte ich nie in meinem Leben gehört, wohl von Bad Ischl. Gmunden, den Namen konnte ich kaum aussprechen.

Also zurück nach Gmunden, mein jugoslawischer Gefährte fuhr Richtung Steiermark. In Gmunden angekommen, gab ich meinen Rucksack bei der Gepäckaufbewahrung ab und fuhr mit der Strassenbahn in die Stadt. Sehr verwundert und erstaunt war ich, dass die Strassenbahn im Zentrum und an einem See lag. Ich fragte nach dem Weg und marschierte los. Nach gut zwei Stunden kam ich in Laakirchen an fand tatsächlich unseren Herrn Pfarrer Wagner.

Die Freude über dieses unverhoffte Wiedersehen war unbeschreiblich, wir erzählten die halbe Nacht lang, ohne ein Ende zu

finden. Leider habe ich vergessen, unter welchen Umständen es Pfarrer Wagner nach Laakirchen verschlagen hat. Von Pfarrer Wagner erfuhr ich dann definitiv, dass sich meine Eltern in der russischen Zone in Niederösterreich befanden, sofern sie nicht von den Russen verschleppt worden waren. Man sprach von Deportationen in die UdSSR. Diese Nachricht war für mich niederschmetternd. Zumal ich ständig unter Lebensgefahr den Russen entkommen war und keinesfalls wieder zu den Russen wollte.

Ich war in einem ungeheuren Zwiespalt. Wahrscheinlich befanden sich meine Eltern in Niederösterreich, ich konnte sie aber nicht suchen, weil mich die übermächtige Angst vor den Russen zurückhielt. Bei diesen Gesprächen kam auch die Rede auf meine ältere Schwester Annemarie, einer ausgebildeten Diplomkrankenschwester, die dem Wallendorfer Treck im September 1944 als Sanitäterin auf der Flucht zugeteilt war. Sie hatte zu dieser Zeit gerade Urlaub und besuchte die Eltern. Pfarrer Wagner erzählte mir, dass, nachdem der Treck sein Endziel Waidhofen an der Taya erreichte, sie sich sofort beim nächsten Wehrmachtskommando gemeldet hatte, dass er aber keine Ahnung habe, wo sie sich wirklich befände. Nach Aussagen von Landsleuten solle es aber irgendwo im Salzkammergut in einem Lazarett eine Schwester namens Barth geben.

Das war mir nun ein Anhaltspunkt, diese «Schwester Barth» zu suchen. Mit dem Versprechen, ihn zu benachrichtigen, sollte ich meine Schwester finden, verabschiedete ich mich vom Ehepaar Wagner. Wir wünschten uns «Viel Glück».

## *Die Nadel im Heuhaufen*

Ich hatte keine Ahnung, was noch alles auf mich zukommen sollte. Auf der einen Seite begleitete mich die Angst, entdeckt und gefangen genommen zu werden, denn überall wimmelte es von amerikanischen Soldaten, die sehr strenge Kontrollen durchführten. Auf der anderen Seite der Kampf ums Überleben. Ohne Lebensmittelkarten konnte man nichts kaufen, diese erhielt man nur gegen Vorzeigen eines Registrierscheines und Nachweis einer Meldebestätigung der Gemeinde, in welcher man seinen Wohnsitz hatte, oder man hatte einen Entlassungsschein aus dem Gefangenenlager. Nun, ich hatte weder einen Entlassungsschein noch die Meldebestätigung einer Gemeinde.

Für den ersten Tag hatte mir unsere Pfarrersfamilie zwei Brotmarken und zwei Fünf-Gramm-Buttermarken gegeben, für die immerhin Margarine ausgefolgt wurde. Der Pfarrer gab mir auch den Tipp, ich solle es in Gschwandt, einem Ort in der Nähe von Gmunden, auf dem Gemeindeamt versuchen und mich als Flüchtling deklarieren. Vielleicht könnte ich dort Lebensmittelkarten erhalten, denn dort seien viele Landsleute aus Siebenbürgen untergebracht. Unter anderem ein Wallendorfer, mein Schulkollege Johann Groh.

Er wohne in der «Neuhub», vielleicht wisse er etwas von Annetarie. So marschierte ich Richtung Gschwandt und suchte Neuhub. Ich fand eine Schmalspur-Bahnlinie und eine Haltestelle mitten im Feld mit der Bezeichnung «Neuhub». Es war nach 17.00 Uhr als ich ankam. Etliche Leute standen dort und warteten auf den Zug, der aus Gmunden kommen sollte. Ich fragte, ob jemand den Johann Groh kenne, worauf mehrere mit «Ja» antworteten, ein junger Mann sagte noch: «Er muss mit diesem Zug kommen». Tatsächlich!

Als der Zug ankam, stieg mein Schulfreund aus, ich erkannte ihn sofort und liess ihn an mir vorübergehen, folgte aber etliche Schritte hinter ihm und legte ihm dann von hinten die Hand auf die Schulter:

«Herr Groh, sie sind verhaftet». Er war erschrocken, als er sich umdrehte, ich aber lachte, dann erkannte er mich sofort.

Die Begrüssung war dann dementsprechend, hatten wir uns doch seit 1940, als ich wegging, nicht mehr gesehen und trafen uns nun hier in einem fremden Land. Er wohnte in einem Bauernhaus und hatte Kontakt zu vielen Siebenbürger Landsleuten aus Tschippendorf, welche im Bezirk Gmunden untergebracht waren. Nachdem es der Hausherr erlaubt hatte, durfte ich bei ihm übernachten. Über meine Schwester Annemarie wusste er nichts zu berichten.

So machte ich mich auf die Suche und fragte in jedem Lazarett nach Schwester Annemarie Barth. Im Hotel «Schiff», Hotel «Schwan», Hotel «Austria», Parkhotel «Krone» und im «Freisitz Rother». Immer mit der Angst im Genick, von den Amerikanern geschnappt zu werden, waren doch alle Lazarette bewacht. Erschöpft und ohne Erfolg kam ich abends wieder zu Groh zurück. Am nächsten Tag versuchte ich es in Schloss «Württemberg» in Altmünster. Ich weiss nicht mehr, wie die Hotels damals alle hiessen, die ich aufsuchte. Ich wanderte bis Ebensee und ohne Erfolg zurück.

Am nächsten Morgen begleitete mich mein Schulfreund aufs Gemeindeamt Gschwandt. Weil er dort gemeldet war, bekam ich auf seine Fürsprache hin Lebensmittelmarken für eine Woche. Das war sehr wenig, aber man brauchte nicht zu verhungern. Danach ging ich zum Hauptbahnhof Gmunden und kaufte mir eine Fahrkarte nach Bad Ischl, inzwischen erhielt ich eine Fahrkarte, ohne einen Ausweis herzeigen zu müssen.

Bad Ischl war ebenfalls Lazarettstadt. Ich durchstreifte alle Lazarette mit der Frage um Annemarie, aber ohne Erfolg. An einem Tag gelangte ich bis Bad Goisern. Es war zwecklos, überall die gleiche Antwort: «Bei uns nicht». Ich wollte schon aufgeben, da sagte mein Schulkollege:

«Versuch es in Strobl und in St. Wolfgang, dort gibt es auch viele Lazarette, vielleicht hast du dort Glück». Auf seinen Rat hin probierte ich es nochmals, meinte aber, dass ich mich, sollte ich wieder erfolglos sein, wieder nach Deutschland durchschlagen würde, denn mein Geld ging langsam zur Neige. Vorsichtshalber verabschiedeten wir uns und ich fuhr nochmals nach Bad Ischl, von dort per Anhalter nach Strobl ins grosse «Parkhotel». Nichts. In zwei weiteren, nichts. Per Anhalter ging es nach St. Wolfgang. In allen Lazaretten, nichts, keine Schwester Annemarie Barth. Es wurde Abend, ich übernachtete in einer sogenannten «Kupfermucken», einem Heustadel in einer Wiese.

In der Früh ging ich bis Strobl und hatte Glück, per Anhalter nach Bad Ischl und über Ebensee nach Gmunden zu kommen. Am späten Nachmittag erreichte ich den Hauptbahnhof Gmunden. Ich hatte vor, über Attnang-Puchheim nach Neumarkt-Kallham und nach Schärding zu fahren, um in Wernstein wieder über die Grenze nach Deutschland zu gelangen.

Auf dem Hauptbahnhof war ein ziemlicher Rummel, denn es warteten mehr als hundert Leute auf den Zug. Nun muss man wissen, die Züge damals fuhren, wenn gerade eine Lok da war, oder nur, wenn die notwendigen Waggonen zur Verfügung standen und bei denen waren die meisten Fenster mit Sperrholz verkleidet. Wenn eine Garnitur ankam, war sie vollgestopft mit Menschen, die Plattform und die Trittbretter waren bis zum letzten freien Platz besetzt. Und so wartete auch ich mit vielen anderen Menschen auf den

Zug, der von Bad Ischl kommen sollte. Fahrplan war ja da, nur der Zug richtete sich nicht danach.

Der Abend war nicht mehr weit und um die Zeit totzuschlagen, ging ich mit meinem Rucksack auf dem Rücken auf und ab. Da fiel mir ein verwundeter Soldat in SS-Uniform auf, der mir bekannt vorkam, und der mich, wie ich bemerkte, öfters verstohlen beobachtete.

In meiner Angst, erkannt zu werden, wich ich ihm aus, er jedoch kam plötzlich auf mich zu und sagte fragend: «Bist du nicht Michael Barth?».

Ich erschrak, doch sofort wusste ich, wer er ist, ich erkannte ihn an der Sprache. Er war Breckner aus Heidendorf, ein ehemaliger Schüler der Ackerbauschule in Bistritz. Bei meinem Abgang, 1935, begann er gerade mit dem Lehrgang, aus dieser Zeit, und auch aus dem «Verein der Ackerbauschüler» war er mir gut in Erinnerung.

Nun war die Freude gross und ein Wort ergab das andere. Er war in einem Lazarett als Verwundeter und ich erzählte ihm meine Geschichte und dass ich meine Schwester suchte, die angeblich in irgendeinem Lazarett sein sollte. Er fragte nach jedem Lazarett, das er kannte, bei jedem musste ich verneinen. Dann meinte er:

«Warst du im Schloss Cumberland?»

Nein, dort war ich nicht, weil mir niemand gesagt hatte, dass dort auch ein Lazarett sei. Inzwischen war es dunkel geworden, Zug war auch noch keiner da. Ich entschloss mich, meinen Rucksack bei der Gepäckaufbewahrung abzugeben und Schloss Cumberland zu suchen.

Er erklärte mir den Weg – über die Marienbrücke – Überquerung der Hauptstrasse – in einem Waldweg durch den Wald. Es war schon sehr dunkel, als wir uns verabschiedeten. Wir haben uns nie wieder gesehen.

Mit viel Glück erreichte ich die Marienbrücke, und da es damals

keinerlei Strassenbeleuchtung gab, marschierte ich mit der linken Hand auf dem Geländer über die Brücke. Im Wald war es stockfinster, ich richtete mich nach den Schemen der Bäume. Der Weg nahm kein Ende. Ich dachte, ich hätte mich verlaufen und würde wohl nie mehr aus diesem Wald herausfinden. Trotz aller Zweifel ging ich weiter, und plötzlich sah ich einen Lichtschein. Ich war also doch auf dem richtigen Weg. Endlich liess ich den Wald hinter mir und traute meinen Augen nicht. Viele lange, zweistöckige Häuser! Mir war sofort bewusst, dies können nur Kasernen sein. Einige Autos fuhren hin und her, das konnten nur Amerikaner sein. Somit war auch die Angst wieder da, gefangen zu werden.

Immer in Deckung, näherte ich mich dem ersten Gebäude. Es war von einem Gitterzaun eingefasst, mehrere Beleuchtungskörper brannten. Ich konnte also die vielen amerikanischen Autos im Hof erkennen. Ein Soldat patrouillierte, so schlich ich seitwärts durch den Wald vorbei. Ich umging mehrere Häuser, kam in einen Park und bewegte mich von Baum zu Baum, einem Licht entgegen. Nach geraumer Zeit sah ich schemenhaft die Umrisse eines riesigen Gebäudes, das gesuchte Schloss Cumberland. Gedeckt durch einen grossen Begrenzungsstein beobachtete ich eine Terrasse mit riesigem Portal, hell erleuchtet, vor dem sich zwei amerikanische Soldaten laut unterhielten.

Mein erster Gedanke war, hier kommst du niemals rein. Ich zermarterte mein Gehirn, aber es fiel mir nichts ein, und alle Pläne verwarf ich gleich wieder. Wie spät es geworden war, wusste ich nicht. Nach etlicher Zeit entschlossen sich die beiden von mir Beobachteten, ihren Posten aufzugeben. Sie verschwanden in dem riesigen Portal. Das Licht im Freien wurde abgeschaltet, und in der Halle schimmerte nun ein Notlicht. Ich wartete – wie lange weiss ich nicht.

Das Licht wurde mehrmals ein- und ausgeschaltet, es kam niemand mehr, also fasste ich mein klopfendes Herz und schlich über die Terrasse zum Eingang. Ein Torflügel war offen, und ich blickte in eine grosse Halle.

Alles war ruhig in dem Haus, aus einem schmalen Seitenfenster drang ein Lichtschein. Ich schlich mich heran, immer auf dem Sprung, zu fliehen. Dann sah ich von der Seite her ein Zimmer und an einem Tisch davor einen deutschen Soldaten in Uniform, aber ohne Abzeichen, sitzen. Ich fasste Mut, trat zum Fenster und klopfte an. Erstaunt wegen der Störung zu dieser späten Stunde öffnete er.

Ich fragte höflich nach einer Schwester Annemarie Barth. Der Mann sprang auf, seine rechte Hand fuhr durchs offene Fenster, er packte mich beim Kragen und hielt mich eisern fest. Ich wollte davonlaufen, konnte aber keinen Schritt tun, die Angst nagelte mich fest. Lautstark schrie er:

«Du bist der Bruder, du bist der Bruder!»

Meine Angst war halt die, jede Sekunde müssen die Amis kommen und der hält mich in den Klauen, und dann gibt es kein Entkommen mehr. Er hat wohl meine grosse Angst gesehen, deshalb beruhigte er mich, indem er sagte: «Du brauchst keine Angst zu haben, auch ich bin ein alter Nazi, komm herein, sie ist da!»

Ich kann die Gefühle, die mich damals beherrschten, nicht beschreiben. Freude, Erleichterung, Glück, Sehnsucht und ich weiss nicht, was noch alles, gingen wie Strom durch meine Seele. Ich war wie im Taumel und im nächsten Moment auch schon in seinem Büro. Er griff zum Telefon und ich hörte, wie er sagte:

«Schwester Annemarie, sofort, aber sofort, zum Portier». Die Antwort verstand ich zwar nicht, bekam aber mit, dass es nichts Schönes war. Ich konnte mir vorstellen, dass sich die Soldaten oft Scherze auf Kosten der Schwestern erlaubten und dass sie genau

das befürchtete. Zu mir sagte er: «Stelle dich hinter die Tür» und ich vernahm schnelle Tritte im Laufschrift die Treppe herab.

Annemarie ist eine «Resche», wie man im Volksmund sagt. Sie liess sich nie einschüchtern und machte auch heute ihrem Zorn Luft, dachte sie doch, man würde sie zum Narren halten. Sie stürmte bei der Tür herein, der Soldat hatte ein Lachen im Gesicht und sie machte ihn nach Strich und Faden nieder. Sie hätte ja gewusst, dass es wieder ein Blödsinn ist. aber in Zukunft wird es bestimmt nicht mehr vorkommen, nicht einmal mehr, wenn er sie auf Knien bittet, usw. und so fort. Er sagte kein Wort. Ich hinter der Tür, ich glaubte, ich müsste zerspringen vor lauter Ungeduld, trotzdem das Ganze nur Sekunden dauerte. Unter Meutern und Schimpfen wollte Annemarie heraus stürmen. In diesem Moment sah sie mich. Ein Schrei «Bubi!» Ein Schrei, in dem alles enthalten war. Erstaunen, Erschrecken, Unglauben, Glück und Freude. Wir lagen uns in den Armen und weinten. Bei mir löste sich langsam die Spannung, ich konnte mich nicht mehr auf den Beinen halten und musste mich setzen. Was sich nun zu entwickeln begann, kann ich nur als «Kettenreaktion» bezeichnen.

## *Im Gefangenenlager Lazarett*

Zum besseren Verständnis der nun folgenden Ereignisse muss ich etwas vorgeifen. Zum Lazarett Cumberland gehörte ein Barackenlager, in welchem Gefangene der Waffen-SS, aber auch Wehrmachtsangehörige untergebracht waren. Verwundete und kranke Soldaten wurden im Schloss behandelt. Hier war das ganze Laza-

rettpersonal, einschliesslich der Ärzte, Schwestern, Sanitäter, aber auch Verwalter und Gefangene untergebracht..

Zum Gefangenenlager gehörten noch Kasernen für die Amerikaner und Unterkünfte für Gefangene, die bei den Amis im Fuhrpark und in den KFZ-Werkstätten arbeiten. Auch meine Schwester Annemarie war eine Kriegsgefangene. Durch mein Auftauchen in einem Kriegsgefangenen-Lazarett ergab sich für mich und meine Schwester eine gefährliche Situation. Wenn die amerikanischen Soldaten erfahren hätten, dass sich ein frei herumlaufender SS-Mann im Schloss aufhält, wäre das gefährlich geworden. Ich wäre verhaftet worden, im Barackenlager gelandet, und auch die Folgen für Annemarie waren kaum absehbar. So musste sich alles im Geheimen abspielen.

Wir hatten in der Freude, uns gefunden zu haben, ganz übersehen, dass eine zweite Schwester in den Raum gekommen war. Sie wollte nachsehen, wo Annemarie so lange blieb. Ein zweiter deutscher Soldat tauchte auf, der Portier und Annemarie erklärten in leisen Worten, was geschehen war. Ich nehme an, damit die Amis nicht aufmerksam wurden. Noch mehrere Schwestern und zwei weitere deutsche Soldaten wurden eingeweiht. Später erfuhr ich, dass der eine Tischlereiarbeiten im Schloss verrichtete und der andere der damalige Freund meiner Schwester war. Sofort wurde mit militärischer Strategie für mein Verschwinden und Untertauchen gesorgt. Unter dem Dach, oberhalb des zweiten Stocks, wurde ein Bett aufgestellt und frisch bezogen.

Ein Bad wurde für mich vorbereitet, es war eine Wonne, nach Wochen des Wanderns, sich wieder einmal gründlich waschen zu können. Durch das wochenlange Nichtwaschen war ich nicht nur verlaust, sondern hatte auch die Krätze bekommen. Während ich im Bad war, besorgte Annemaries Freund für mich Unterwäsche,

eine Schwester brachte mir von der Köchin ein gutes Essen. Ich war selig und glücklich. In dieser Nacht schlief ich trotzdem unruhig, im Traum war ich ständig auf der Flucht vor den Russen, zu denen sich nun auch die Amerikaner gesellten. Erst gegen Morgen schlief ich etliche Stunden tief und fest.

Als ich erwachte, stand auf einem alten Stuhl ein Frühstück, zwei Stück Brot und ein Ei, Margarine, Marmelade und sogar ein Milchkaffee, aber ohne Zucker. Um die Mittagszeit lernte ich meine guten Engel kennen, die Köchinnen Poldi und Anni. Die brachten mir täglich Leckerbissen, von denen ich normalerweise nicht einmal zu träumen wagte. Meine Schwester hatte einen Arzt, angeblich ein Siebenbürger, eingeweiht. Von ihm erhielt sie die Salben gegen meine Krätze. Zwölf Tage wurde ich in meinem Versteck gehegt und gepflegt. Am Nachmittag des ersten Tages schlich ich mich durch den Hinterausgang davon und ging mit meiner Schwester zum Bahnhof, um meinen Rucksack zu holen und kam durch den Hinterausgang wieder zurück in mein Versteck. In diesen Tagen der geheimen Hilfsbereitschaft habe ich mich gut erholt und gewann Sicherheit und Selbstvertrauen.

Ab 1. Oktober 1945 wurde der Briefverkehr mit den anderen Besatzungszonen freigegeben, und so konnte meine Schwester Annemarie den Eltern in der russischen Zone mitteilen, dass ich noch am Leben und bei ihr war. Nun hatte die Familie Barth trotz ihrer schrecklichen Erlebnisse zumindest die Gewissheit, dass alle überlebt hatten.

Der Freund meiner Schwester, Norbert, stammte aus der Steiermark und war vor dem Krieg beim Zoll an der damals jugoslawischen Grenze. Aus dieser Zeit sprach er Slowenisch und Kroatisch.

Im Fuhrpark der Amerikaner gab es einen gefangenen, kroatischen Major, namens Defcic, der in kompletter, deutscher Uniform

im Kasernenbereich herumlaufen durfte. Er war für den Einsatz der Fahrzeuge verantwortlich, unter anderem auch für vier bespannte Fuhrwerke mit Kutscher. Mit diesem Major nahm Norbert Verbindung auf und unter dem Vorwand, einen Kutscher zu benötigen, brachte mich dieser Defcic bei den anderen Kutschern unter.

Es waren drei Kroaten, ein Rutene aus Bessarabien und ich. Mit Erlaubnis der Amis musste ich nun in Gmunden angemeldet werden, dieses geschah in den letzten Oktobertagen oder Anfang November, genau weiss ich es nicht mehr.

Nun fuhr ich täglich mit zwei Pferden nach Gmunden. Aus einem Milchgeschäft musste ich Milch holen und zwar für das Lazarett, aber auch für die amerikanischen Soldaten in den Kasernen und die dort beschäftigten deutschen Gefangenen.

Ende November 1945 wurde ein Fahrer aus der Gefangenschaft entlassen, nun brauchten die Amis einen neuen Fahrer. Nachdem ich 1940 für alle Klassen, einschliesslich Autobus, den Führerschein gemacht hatte, meldete ich mich bei Major Defite, konnte jedoch nicht beweisen, den Führerschein zu besitzen, den hatte ich in Berlin vernichtet.

Er glaubte mir aber und meldete mich am 4. Dezember 1945 zur Fahrprüfung in Gmunden an. Seit diesem Datum bin ich berechtigt, alle Klassen zu fahren. Ab dem gleichen Tage durfte ich mit dem gleichen Lastwagen mit Anhänger fahren, auf dem ich die Fahrprüfung bestanden hatte.

In all den darauffolgenden Tagen bekam ich Einsicht in den Lazarettbetrieb, und nun wusste ich, worum es ging. Der Standort Gmunden, Schloss Cumberland, war das Zentrum aller in Oberösterreich und Salzkammergut befindlichen Lazarette, unter dem Namen «Lazarett Centrum 777».

Von hier aus wurden alle Lazarette betreut. Auf meinen täglichen Routen begleitete mich immer der Amerikaner Mister Luki,

der darauf aufpasste, dass nichts gestohlen werden konnte, z.B. teure Medikamente, Lebensmittel oder andere Waren.



1946, Cumberland/Gmunden, Lastwagenfahrer Barth

Einmal in der Woche musste ich auch in das Barackenlager der SS fahren, da hatte ich tausend Ängste, vielleicht doch von einem Kameraden erkannt zu werden. Vor Angst schwitzte ich jedes Mal, wenn ich in das damalige Konzentrationslager Ebensee fahren musste, in welchen auch ehemalige Kameraden der SS gefangen waren. Es verfolgte mich täglich die Angst, eines Tages doch noch die Gefangenschaft mit den Kameraden der Waffen-SS teilen zu

müssen. Die Lage entschärfte sich erst, als alle SS-Angehörigen aus dem Lager Cumberland und dem KZ Ebensee in das Lager Haid gebracht wurden. Ende 1946, Anfang 1947 wurde das Lazarettzentrum aufgelöst und in zivile Verwaltung übergeben. Alle Gefangenen wurden entlassen, so auch meine Schwester Annemarie. Sie ging mit ihrem Freund Norbert, der später ihr Ehemann wurde, in die Steiermark. Ich selbst hatte hier meine grosse Liebe kennengelernt und beschloss deshalb, in Gmunden zu bleiben.

In Gmunden war es damals ausgeschlossen, eine Wohnung zu finden. So war ich froh, in der Nähe, in Pinsdorf, ein Zimmer von 12 m<sup>2</sup> aufzutreiben und zu beziehen. Beim Arbeitsamt Gmunden bemühte ich mich immer wieder um Arbeit. Umsonst. Der damalige Amtsleiter wollte mir nur bei den Bauern Arbeit geben. Aber Dienstknecht bei einem Bauern zu sein, schien mir damals unmöglich, wusste ich doch von Vater und Bruder, Mutter und Grossmutter, die als Dienstboten in Niederösterreich bei Bauern arbeiten mussten, welche Demütigung es für einstmalige freie Bauern war. So suchte ich mir meine Arbeiten selber, im Februar 1947 Baumschneider, im Frühjahr Baumspritzer, Kellergräber, Kanalgräber, usw.

Jede Gelegenheitsarbeit nahm ich an, denn ich musste ja von etwas leben. Im Herbst, nach mehrmaligen Vorsprachen beim Arbeitsamt, die wieder zwecklos waren, suchte ich um eine Arbeit, selbst auf die Gefahr hin, angezeigt zu werden. In Scharnstein, das etwa 15 Kilometer von Gmunden entfernt liegt, bekam ich bei der Firma Gebhardt den Posten eines LKW-Fahrers. Auf Betreiben des Arbeitsamtleiters aus Gmunden wurde das Kreisgericht Wels verständigt. Von dort kam die Aufforderung an Herrn Gebhardt, mich sofort zu entlassen. Die Begründung war «Unrechtmässige Arbeitsannahme eines Staatenlosen». Herr Gebhardt hatte mich als

verlässlichen und fleissigen Menschen kennengelernt. Er sagte nur: «Ich denke nicht daran». Aber nach vier Wochen kam eine Mahnung und Androhung von 300 Schilling Strafe, die er genauso ignorierte. Anfang September 1948 kamen zwei Männer vom Kreisgericht Wels, Gebhardt liess mich holen und in Gegenwart dieser Männer sagte er: «Michael, hier steht es Schwarz auf Weiss, ich muss dich entlassen, sonst muss ich 6.000 Schilling Strafe zahlen, und das kann ich nicht». So stand ich wieder arbeitslos da. Zum Glück konnte ich aber in Pinsdorf/Gmunden mein ehemaliges Zimmer wieder beziehen.

Ich fand auch wieder Arbeit. Ich schlug für eine Familie Brennholz im Wald, wir wurden uns einig, dass die Hälfte vom Holz mir gehört. In knapp zwei Monaten machte ich nur mit einer Bogensäge, Axt und Keil, sechs Meter Holz und hatte damit für den Winter vorgesorgt. Im Oktober 1948 heiratete ich Theresia Thalhammer, sie brachte ein süßes, blondes Engerl namens Brigitte mit in die Ehe.

Im Februar 1949 gelang es mir, endlich eine fixe Arbeit im Sägewerk Astecker zu finden.

Im August 1950 holte ich meine Familie zu mir. Meine Grossmutter, Maria Alperth, war damals 74 Jahre alt, mein Bruder Mathias war 21 Jahre alt. Ich brachte sie durch russisches Besatzungsgebiet, immer unter grösster Gefahr, entdeckt zu werden, über die Zonengrenze bei Gaflenz in Niederösterreich und Weyer an der Enns, in die amerikanische Zone.

Von Weyer aus sandte ich den Eltern ein Telegramm, dass wir gut angekommen waren, worauf sie mit dem Zug nachkommen konnten, denn Vater und Mutter hatten im Jänner 1949 die österreichische Staatsbürgerschaft erhalten, nicht aber mein Bruder und die Grossmutter. Ich konnte sie alle bei einem Bauern in der Nähe von



Meine Grossmutter

Laakirchen unterbringen. Im Juni 1951 erhielt auch ich die österreichische Staatsbürgerschaft. So durfte ich mir jetzt die Arbeit aussuchen und wechselte ins Sägewerk Kirchmayer in Engelhof bei Gmunden als Kraftfahrer.

Mein Bruder musste für die Unterbringung der Eltern und der Grossmutter bei dem Bauern Dienstknecht sein, der Vater konnte eine Arbeit in der Papierfabrik Danzermühl in Laakirchen annehmen. Im Frühjahr 1951 kauften wir gemeinsam in Laakirchen/Oberweis in Reintal einen Baugrund, mit uns noch fünf andere aus Tschippendorf/ Siebenbürgen stammende Familien. Aus diesem Grund besorgte ich den Eltern, Grossmutter und Bruder eine Wohnung gleich in der Nähe der Bauparzelle.

Später konnte auch mein Bruder in der Papierfabrik Danzer-  
mühl/Laakirchen Arbeit finden.

Mit gemeinsamer nachbarschaftlicher Hilfe wurde händisch der Keller gegraben und die Kellerdecken betoniert. Im August 1952 wurde mit dem Aufmauern begonnen, und so konnte die erste Hälfte unseres Zweifamilienhauses im Dezember notdürftig bezogen werden. Als Fenster und Türen dienten Filzvorhänge, welche der Vater aus der Papierfabrik besorgte. In der zweiten Dezemberhälfte konnten wir die Fenster und eine Haustüre einbauen. Die benötigten, viertausend Dachziegel wurden von Vater und Bruder händisch geschlagen. Im Oktober 1954 war auch der zweite Teil des Zweifamilienhauses bezugsfähig.

1954 gelang es mir nach mehrmaligem Vorsprechen bei der OKA als Freileitungsarbeiter anzufangen. Von 1967 bis 1969 besuchte ich zwei Jahre eine Sonntagsschule und konnte nach bestandener Prüfung mit «Gut», als Elektriker die Führung einer Arbeitspartie übernehmen. 1972 wurde ich als Gruppenführer ins Angestelltenverhältnis übernommen. Nach Erreichung meines 60. Lebensjahres ging ich in die verdiente Pension.

## *Nachtrag*

1943 Narva

Ein Lied von Willi Ostermann, damals Musiker des SS. Reg. NR 23 Freikorp Danmark.

Leider kann ich die Musik nur noch summen, die Noten und den Text hatte ich meiner Schwester, Katharina Barth, nach Wallendorf heimgeschickt. Nach 60 Jahren fiel mir der Text bzw. ein Teil davon wieder ein:

*Steh ich in weiter Ferne,  
wo Stürme mich umwehn,  
denk ich an deine Liebe und  
an ein Wiedersehn.*

*Kann ich nicht zu dir eilen,  
und auch nicht bei dir sein,  
weilen meine Gedanken bei dir,  
mein Lieb daheim.*

*Ref.: Mich ruft ein Herz zurück  
ins Heimatland und dieses Herz  
das bleibt dir immer treu.*

*Ich weiss ein Herz, das sich in Sehnsucht quält und  
immer fragt, wann kehrst du wieder heim.  
Mögen auch Tage und Jahre vergehn,  
einstmals, da werden wir uns wiedersehn,  
halt mir die Treu, ich kehre zurück,  
bist ja mein einziges Glück.*

## *Nachwort*

Dem Umstand, meine Schwester Annemarie im Lazarett Cumberland/Gmunden gefunden zu haben, verdanke ich letztlich, in Gmunden sesshaft geworden zu sein.

Ich versuchte Boden unter die Füße zu bekommen.

Die Angst vor den Russen verfolgte mich noch jahrzehntelang. Gepeinigt von schrecklichen Träumen, den Russen in die Hände gefallen zu sein, wachte ich oft schweissgebadet auf. Selbst, als der letzte Russe Österreich verlassen hatte, waren mir die Gefahren meiner Flucht vor den Russen gegenwärtig. Ausserdem bedrückte es mich stark, jahrelang verschweigen zu müssen, ein SS-Mann gewesen zu sein.

Besonders, als ich erfahren musste, welche mörderische Verbrechen durch Einheiten der Waffen-SS begangen wurden. So konnte ich mir das nicht vorstellen, denn bei den Einheiten, bei denen ich war, habe ich so etwas nie gesehen. Alles wehrte sich in mir, als lebenslanger Mörder und Verbrecher abgestempelt zu sein.

Ich wurde schon bald eines anderen belehrt. 10 Jahre nach dem Krieg bewarb ich mich um eine Arbeit bei einer renommierten Firma in Gmunden. Wahrheitsgetreu füllte ich den Fragenbogen aus. Als ich zur Vorstellung gebeten wurde fragte der Personalschef: «Bei der SS waren sie auch?» Auf mein ehrliches «Ja» sagte er: «Für Sie haben wir keine Arbeit.»

Damals erkannte ich, dass selbst 10 Jahre nach Kriegsende, als ich schon 5 Jahre österreichischer Staatsbürger war, der Makel an mir haftete und bis zu meinem Lebensende bleiben wird. Heute noch, nach 60 Jahren, hat sich daran nichts geändert.

Diesen Bericht habe ich in der Erzählform geschrieben. Es sollte kein Kriegs- oder Schlachtenbericht sein, sondern nur «... ein Weg hindurch bis zum bitteren Ende.»

Der Bericht soll aufzeigen und veranschaulichen, wie es auch vielen Tausenden meiner Kameraden ergangen ist. Die Erlebnisse sollen für die Nachkommen aufgezeichnet werden, damit sie erfahren, in welche oft aussichtslosen, lebensbedrohenden Situationen wir geraten sind und wie der Faktor «Angst» stets mit uns mitmarschierte.

Die in diesem Bericht vorkommenden Städte, Personen und Namen wurden nicht geändert. Sie heissen wahrheitsgetreu so.

*Michael Barth  
Neue Heimat 12  
4664 Oberweis/Oberösterreich  
im September 2005*